



des



Neue Folge.

II^te Section.

Instrumental- und Vokal-Concert.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Großes

Instrumental-

und

Vokal-Concert.

Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben

von

Ernst Ortlepp.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.



Carl Maria von Weber,

von L. Rellstab.

Ich sah Weber, erzählt Rellstab, zum erstenmal im Hause meines Vaters zu Berlin. Damals war ich ein Knabe von etwa eilf bis zwölf Jahren; ich besinne mich aber doch noch, daß die Persönlichkeit des fremden Künstlers, sein heiteres ungezwungenes Wesen, mir sehr angenehm auffiel. In seinem Concert (ich hatte damals, als ein Knabe, der im Hause seiner Eltern viele Mitglieder des Orchesters kennen gelernt hatte, und auf den man sonst nicht achtete, überall einen freien Zutritt, den ich auch weidlich benutzte) — in seinem Concerte hörte ich ihn mit Erstaunen und Begeisterung spielen. Er trug sein treffliches Concert in C-dur vor, und machte damit einen solchen Eindruck auf mich, daß ich meinem Vater nicht Ruhe ließ, bis er es mir zum Einstudieren gab. Es war mir natürlich damals viel zu schwer, und ist es jetzt wieder; allein mein Eifer war anhaltend, und ersetzte, was mir an Reife und Talent abging. Ich studierte es ein und weiß es zum Theil noch auswendig. Nach und nach machte ich es mit Webers sämmtlichen damals herausgekommenen Sachen eben so. Dadurch faßte ich,

obgleich Weber sich längst wieder von Berlin entfernt hatte, ein ungemeines Interesse für seine Person. Dies erhielt sich so rege, daß ich nicht umhin konnte, ihn acht bis neun Jahre später auf einer Reise durch Dresden aufzusuchen. Er wohnte aber damals gerade in Osterwitz, und so war es mir nur vergönnt, auf dem Wege nach der sächsischen Schweiz, mit meinen Begleitern bei ihm vorzusprechen, und ihn eine Viertelstunde lang zu sehen. Denn vom eigentlichen Kennenlernen war damals gar nicht die Rede, da er mir, der sich kaum zu entwickeln anfing, so entfernt und hoch zu stehen schien, daß ich auch nicht einen Versuch wagte, ihm näher kommen zu wollen. Dennoch nahm Weber die unempfohlenen, ihm ganz bedeutungslosen Fremden mit größter Freundlichkeit auf, so daß uns der kurze Aufenthalt in seiner ländlichen Wohnung für die ganze Reise eine höchst angenehme Erinnerung blieb. Erst im Jahre 1821, nachdem Weber durch die Aufführung des Freischützen in Berlin seinen Ruhm aufs Höchste gesteigert hatte, machte ich wirklich seine Bekanntschaft, und er gewann meine aufrichtigste, innigste Zuneigung. Als ich damals nach Dresden kam, hatte ich mir durch den vertrauten Umgang mit zweien in der musikalischen Welt rühmlichst bekannten Männern, Ludwig Berger aus Berlin, und Bernhard Klein aus Cöln, so manche Ansichten über Musik, und namentlich über die Oper angeeignet, von denen ich glaubte, daß sie mit Webers Meinungen übereinstimmen, und mir vielleicht so einen Weg geistiger Verbindung mit ihm öffnen könnten. Zugleich hatte ich mich mit der Ausarbeitung mehrerer Operndichtungen bereits beschäftigt, und, durch eine musikalische Jugendbildung unterstützt, vielleicht das, was man darin Erfahrung und Kenntniß nennen kann,

erworben. Mir war es auch nicht unbekannt geblieben, daß jeder Componist wenigstens gern mit einem Schriftsteller über die Dichtung einer Oper spricht, wenn gleich er auch nicht so bald das Zutrauen zu ihm faßt, sich ein Gedicht von ihm anfertigen zu lassen. Auf diese Dinge baute ich die Hoffnung, daß sich die Gelegenheit vielleicht bieten werde, in ein näheres Verhältniß zu Weber zu treten als das der entfernten Achtung und noch aus den Knabenjahren hergeleiteten, liebenden Bewunderung. Mit der Scheu, die jeder junge Mann, der die Kunst als ein weites unbesiegbares Reich vor sich sieht, empfindet, wenn er sich einem Manne zuerst nähern will, der schon zu den gekrönten Häuptern dieses Reiches gehört, mit dieser natürlichen Furchtsamkeit trat ich zu ihm ein. Sein freundlicher Empfang, sein wohlwollendes Entgegenkommen, die bereitwillige Güte, mit der er sich auch meiner erinnern wollte, da ihm der unter Musikern sehr geachtete Name meines Vaters bekannt war, gaben mir das Vertrauen, ein Gespräch von Gegenständen anzuknüpfen, die er darum nicht gern berührte, weil er zu oft von müssigen Fremden darauf geführt seyn, und Erfahrungen gemacht haben mochte, die nicht zu den erfreulichen gehören. Er schien daher abzulenken; allein mir war meine Hoffnung zu lieb geworden, und ich hatte schon zu viel Muth gewonnen, als daß ich nicht hätte den Versuch machen sollen, weiter vorzudringen. Ich eröffnete ihm endlich, mit der unbesonnenen Gradheit eines jungen Menschen, der von der Welt noch wenig kennen gelernt hat, daß es mein größter Wunsch sey, für ihn eine Oper zu dichten. Er entgegnete höflich, daß ihm dieß gewiß sehr lieb seyn würde, und fügte mit feiner Zurechtweisung hinzu, daß es ihn um so mehr freuen würde, wenn ich

es thäte, weil er die Erfahrung gemacht habe, daß diese Dichtungsart die größten Schwierigkeiten entgegenstelle. Ich war nicht so eingenommen von mir, daß ich nicht seine Meinung hätte verstehen sollen, und fing daher an, so viel es meine Kräfte und Einsichten gestatteten, diese Schwierigkeiten gegen Weber auseinander zu setzen. So wenig ich ihm etwas Neues sagen konnte, so ersah er doch wohl aus meinen Worten, daß ich wenigstens nicht zu der Art von Dichtern gehörte, mit denen er mich später bekannt machte. Dieß war ihm genug, um auf mein Gespräch einzugehen; er erwiederte, gab zu, bestritt, belehrte, kurz führte die Unterhaltung mit unbefangener, schöner Lebhaftigkeit fort und, ganz in den Gegenstand, der das Interesse seines künstlerischen Strebens betraf, eindringend, fiel es ihm auch nicht ein, daß nur ein junger Mann, ohne Namen und Leistung, den er eigentlich zum erstenmale sah, vor ihm saß, und den mancher Andere (wie es auch später geschehen ist) das Uebergewicht seines berühmten Namens hätte empfinden lassen, geschweige denn den Vorrang durch überlegene Einsicht, Kenntniß, Erfahrung und Ausbildung wie sie Weber in einem, vorzüglich bei Musikern so seltenen, Grade besaß.

Nachdem das Gespräch auf diese Weise lebhaft und gegenseitig geworden war, fragte mich Weber, ob ich schon Versuche in der Dichtungsart der Oper gemacht hätte. Ich bejahte es, und fügte hinzu, ich habe absichtlich meine Manuscripte mit nach Dresden gebracht, um sie ihm zur Prüfung vorzulegen. Er wollte gerade am nächsten Tage nach Schandau reisen, daher verabredete er mit mir, daß ich sie ihm am folgenden Sonntag vorlesen sollte, wo er zurückgekehrt seyn würde. Es geschah

mit einem derselben. Dies hatte so über meine Erwartung seinen Beifall, daß er sogleich mit feuriger, liebenswürdiger Lebhaftigkeit des Künstlers, darauf einging, daß ich ihm einen Text dichten müsse. Er gestand mir jetzt, er habe allerdings ein großes Mißtrauen in mich gesetzt, als ich ihm zuerst davon gesprochen, ihm ein Gedicht zu verfertigen, weil er unzählige sinnlose Anträge dieser Art schon habe zurückweisen müssen, und gab mir auch sogleich ein Beispiel, indem er mir ein Operngedicht zeigte, welches ihm zugesendet war, mit der Bitte, es zu componiren. Die Oper hieß Europa und bestand aus sechs Akten. Um nur Ein Beispiel von der Behandlung des Stoffs zu geben, führe ich das, was mir Weber sogleich in den ersten Zeilen zeigte, an. Agenor, der Vater des Kadmus, äußerte nämlich seine Unzufriedenheit über den schlechten Erfolg, den die Nachforschungen seines Sohnes, nach der von Jupiter als Stier entführten Europa, gehabt hatten, in folgenden Worten:

> So hab' ich einen zweiten Ochsen denn
> Dem ersten nachgesandt.

Man kann denken, daß Bekanntschaften dieser Art Webern nicht auf neue und ähnliche begierig machten; um so liebenswürdiger tritt aber dabei sein Charakter hervor, da er den Fremden, Ungekannten, durchaus nichts von seiner bösen, so natürlichen, Ahnung empfinden ließ, sondern ihn mit der wohlwollendsten Freundlichkeit aufnahm.

Nach der Vorlesung gingen wir zu Tisch. Wir aßen beide ganz allein, denn seine Gattin war noch in Schandau im Bade. Wenn ich mich je eines heitern Mittags erinnere, so war es dieser erste den ich mit Weber zu-

brachte. Mit einer horazischen Urbanität und feinen Kunst des geselligen Genusses, wußte er einen Gast aufzunehmen. Die Substanz galt ihm auch etwas; er hielt auf guten Wein, auf eine wohl bereitete, aber nicht überladen leckere Mahlzeit. Das schöne Gleichgewicht, welches er in allen seinen Handlungen zu beobachten pflegte, so daß man nie etwas Schroffes an ihm empfand, entwickelte sich vorzüglich bei Tisch. Ein ernstes Kunstgespräch, das sich an die lebhaftesten Interessen seines und meines Lebens knüpfte, wußte er so geschickt und zwanglos mit den geselligen Pflichten des Wirthes zu vereinen, daß man sich überaus wohl fühlte. Wir sprachen jetzt freier, mit einem gegenseitigen Zutrauen, über Musik, Musiker, Opern-Gedichte, und die Schwierigkeiten die man in den eigensinnigen Sängerinnen überwinden muß. Dann gingen wir zu Stoffen über, die sich mit Glück behandeln lassen möchten. Weber schlug vor, ich wandte ein und schlug andere vor, die er verwarf; — aber Alles geschah ohne Streit, ohne Vorliebe für eine vorgefaßte Meinung. Wir gingen beide nach Einem Ziel, und wo wir über die Wege dahin uneinig waren, geschahen die gegenseitigen Belehrungen und Zurechtweisungen nur um uns gemeinschaftlich auf das Sicherste zum Zwecke zu führen. — An diesem Tage wurden wir nur über allgemeine Bedingungen einer Oper, über die Art des Stoffes, der Charakteristik der Stimmen, und vorzüglich über die Gefahren eines tragischen Schlusses, und die Schwierigkeiten eines glücklichen einig. Am nächsten Tage mußte ich schon reisen; ich schied sehr ungern, aber doch sehr glücklich, denn ich glaube, ich hatte, so anmaßlich es klingen mag, einen Freund gewonnen.

Damals beschäftigte sich Weber mit der Composition

einer komischen Oper, die drei Pinto's, welche alle Zeit, die ihm von seinen vielen Dienstgeschäften und bei einem schon damals fast ununterbrochenen Kränkeln, übrig blieb, in Anspruch nahm. Wir hatten daher den Plan, gemeinschaftlich eine Oper zu arbeiten, auf einige Zeit hinausgeschoben. Ich beabsichtigte damals nach H. zu reisen, änderte jedoch meinen Plan und blieb, nachdem ich zwei Monate in Böhmen und dem Voigtlande umhergestrichen war, in W. Indeß hatte Weber, bald nachdem ich Dresden verlassen, die Aufforderung aus Wien erhalten, eine Oper für diese Stadt zu schreiben. Diese Arbeit drängte und forderte, daß der Dichter ihm nah und zur Hand sey; deshalb wandte er sich an Fr. v. Chezy, die ihm bekanntlich die Euryanthe dichtete. Erst nachdem diese Verbindung bereits geschlossen war, gab ich Weber von meinem veränderten Entschluß und Aufenthalt Nachricht, und kam bald darauf auch selbst nach Dresden. „Warum," sagte er mir damals, „erfuhr ich nicht früher, daß Sie mir so nahe waren? Ich habe viel an Sie gedacht, als ich den Auftrag aus Wien erhielt; aber er war so eilig, daß ich durchaus gleich das Buch haben mußte, um es in Wien der Censur vorlegen zu können. Da ich Sie in H. vermuthete, konnte ich daher unmöglich Ihre Kräfte in Anspruch nehmen." Er gab mir darauf das Buch der Euryanthe zur Durchsicht mit, welches damals durchaus anders gestaltet war als jetzt. Namentlich war es wenigstens um das Doppelte zu lang. Ich theilte ihm mein Bedenken über Vieles mit, zeichnete die Stellen an, die gestrichen werden mußten, und entwarf ein durchaus neues Scenarium, um die mancherlei Verrenkungen und Verschrobenheiten des Gedichts einigermaßen auszugleichen. Natürlich durfte die Dichterin nicht erfahren, daß

eine fremde Hand ihr Werk umarbeiten wolle; deßhalb setzte ich alle meine Vorschläge schriftlich auf, und gab sie Weber, der sie, als eigne Wünsche, der Fr. v. Chezy vorlegte. Ich besinne mich nicht deutlich mehr, was ich alles geändert habe, nur weiß ich noch, daß der Tod Lysiarts und Eglantinens, denen großmüthig vergeben wurde, die ich aber durchaus aus der Welt schaffen wollte, auf meinem Gewissen liegt. Uebrigens, damit ich nicht die Oper zu verantworten bekomme, muß ich sagen, daß meine Idee, bis auf den angegebenen Punkt, nicht beibehalten wurde, sondern nur Veranlassung gab, daß die ganze Oper umgearbeitet wurde. Ich hörte später, daß Weber einen schweren Stand mit seiner Dichterin gehabt hat, und das Beste in diesem verworrenen Gedicht rührt von seiner Angabe her. Warum er aber seine Einrichtung nicht beibehalten hat, die zur Verständniß des Ganzen so sehr behülflich gewesen wäre, und noch dazu neu und schön war, ist mir unbegreiflich. Weber selbst fühlte nämlich, daß es sehr schwer seyn würde, das Süjet verständlich zu machen. Deßhalb hatte er einen trefflichen Vorschlag gethan. Während der Ouvertüre sollte der Vorhang aufgezogen und Euryanthe betend am Sarge Emmas erblickt werden. An der Pforte des Grabgewölbes lauscht Eglantine. Der Geist Emmas schwebt, mit wehmüthigem Ausdruck der Züge, über die Bühne. Dazu gehörte der wunderbare Satz für gedämpfte Violinen, der die Ouverture in der Mitte durch ein Adagio theilt. Von welcher Wirkung würde dieß gewesen seyn, während man jetzt, trotz der geisterartigen, wehmüthigen Musik, nur mit der größten Mühe den Faden der Begebenheit festhält. Diese Erfindung Webers, um dem Stücke Deutlichkeit zu geben, die die Dichterin

durchaus nicht hatte hineinbringen können, wollte ich bei meinen Aenderungsvorschlägen noch einmal angewendet wissen. Euryanthe sollte nämlich im letzten Akt auf der Bahre liegend erscheinen; Alles kniet in tiefer Trauer nieder. Da ertönt das Geister-Adagio der Ouvertüre, Emma erscheint zum zweitenmale, aber als verklärter Geist, und durch sie wird der erschöpften Dulderin das Leben wieder zurückgegeben. Wollte man einmal das Wunderbare gestatten, so erschien, nach meiner Ansicht, diese Auflösung durchaus nicht als ein Deus ex machina, während jetzt der Scheintod und das Erwachen Euryanthens ganz unmotivirt sind, und nur durch die treffliche Musik gehalten werden. —

Die Veränderungen die ich vorgeschlagen hatte, schienen dem Componisten damals alle vortheilhaft, und gaben ihm vielleicht eine zu gute Meinung von meinem Talent und meiner Einsicht in diese Gattung der Dichtkunst. Er ging aufs neue lebhaft darauf ein, daß ich ihm einen Stoff bearbeiten solle. Es wurde abermals ein Tag festgesetzt, wo wir darüber rathschlagten. Damals war ich in einer sehr glücklichen Stimmung, und wenn Eifer und Anstrengung sich damit verbinden, so ist man in solchen Augenblicken wohl im Stande manches zu erfinden. Auf einem Spaziergange ersann ich mir mythische, historische, romantische Stoffe aller Art, und ich brachte es glücklich dahin, daß ich Weber bei unsrer Zusammenkunft nach wenigen Tagen vierzehn Stoffe vorlegen konnte, die ich ihm auch sogleich im Allgemeinen flüchtig skizzirte. Die Unterredung dauerte drei Stunden, und ich darf behaupten, daß niemals eine lehrreicher für mich gewesen ist, als diese. Weber verband mit einem richtigen Sinn für das Schöne im Allgemeinen, eine harmonische Bil-

dung, die ihm durch die Bekanntschaft mit den besten Geistesprodukten, die überhaupt existiren, und in neuen Sprachen zugänglich sind, geworden war. Damit vereinigte sich, was auf unsere Unterhaltung einen vorzüglichen Einfluß äußerte, eine ungemeine Kenntniß des Theaters und der richtige musikalische Blick, der jede Scene in ihrer gemeinschaftlichen Wirkung mit der Musik zu denken wußte. Seine Einwürfe wie sein Lob, sein Mißfallen wie sein Zustimmen, waren gleich belehrend. Das Resultat war, daß Weber aus den 14 Stoffen 2 auswählte, unter denen er wiederum mir die Wahl überließ. Da aber erst die Euryanthe und die Pintos componirt werden sollten, wurde die Ausführung nicht eilig gemacht, sondern ich reis'te bald darauf von Dresden ab nach H., wo ich bei voller Muße die Ausarbeitung des Stoffes, der mir der liebste werden möchte, vornehmen wollte. — Wie nothwendig, oder wenigstens wie vortheilhaft es sey, wenn Dichter und Componist von Beginn der Arbeit bis zur Vollendung wenigstens des Gedichtes sich niemals trennen, oder doch leicht zusammen kommen können, das hatte mich die Erfahrung gelehrt. Ich beschloß daher, wenn es zur Ausführung kommen sollte, auf einige Monate nach Dresden zu gehen. Jedoch entwarf ich von dem gewählten Stoff ein genaues Scenarium, welches ich etwa nach einem halben Jahre an Weber sandte. Indeß hatten ihn Kränklichkeit, Mißverständniß zwischen ihm und der Dichterin, und übergroße Dienstgeschäfte, so geplagt, daß die Composition bei weitem nicht so rasch vorrückte, als er gehofft hatte. — Im Herbst des Jahres 1823 kehrte ich nach Dresden zurück, aber verfehlte leider meine Absicht, mich jetzt mit Weber genauer zu besprechen, weil er grade nach Wien

gegangen war, um dort die erste Vorstellung der Euryanthe zu leiten. An diesem Verfehlen hat es gehangen, daß der lange gehegte Plan, mich mit ihm zur Vollendung eines Werkes zu verbinden, woran wir beide unsere besten Kräfte setzen wollten, gescheitert ist. Den Winter über beschäftigten mich dringende Arbeiten, die mich zugleich an Berlin fesselten; doch blieb die Oper Gegenstand unserer Correspondenz, ja ich mußte ihm sogar einige früher vollendete Arbeiten zur Ansicht senden, die indeß einer völligen Umgestaltung bedurft hätten. Zudem nahm die Kränklichkeit seine besten Kräfte in Anspruch, so daß er auch nicht eifrig an den drei Pinto's arbeiten konnte, die er den näher dringenden Aufträgen immer aufgeopfert hatte. Jetzt erhielt er die Aufforderung aus England, und zugleich eine von Paris her, für die Theater dort eine Oper zu schreiben. Auf diese erste Aufforderung glaubte Weber am meisten Rücksicht nehmen zu müssen, weil er durch sie sich eine äußere Lage zu gründen hoffte, die auch nach seinem Tode, (denn seine ahnende Seele fühlte wohl, daß lange Lebensdauer ihm nicht beschieden sey) von den Seinigen nicht nur jede Sorge zu entfernen, sondern sie auch in den Zustand einer behaglichen Wohlhabenheit versetzen würde, deren günstigen Einfluß auf alle Schritte des Lebens nur ein Unverständiger läugnen kann.

Im März des Jahres 1825 besuchte ich ihn in Dresden, und fand ihn gerade eifrig mit dem Oberon beschäftigt. Ich entdeckte bei diesem Besuch zwei neue höchst vortheilhafte Charakterzüge an ihm, die um so schätzbarer seyn müssen, als sie gerade bei einem genialen Künstler selten sind. Sie heißen Fleiß und Parteilosigkeit. Unter Fleiß verstehe ich nicht jenes stürmische Andringen auf

ein Ziel, welches genialen Leuten eigen zu seyn pflegt, und womit sie allerdings oft eine große Höhe im Fluge gewinnen, worauf aber nachher auch eine desto größere Unthätigkeit folgt, sondern jene Ausdauer, die nie müde wird, jene Anstrengung, die nie nachläßt, weil sie sich nicht überspannt, die aber, da sie jeden Moment der Zeit und Kraft haushälterisch nutzt, nach und nach das Unglaubliche vor sich bringt. Der kränkelnde, von Dienstgeschäften überhäufte Weber, setzte sich damals mit beharrlichem Fleiß hin und lernte Englisch; aber nicht etwa obenhin, sondern so gründlich, wie er sich das Studium seiner Kunst angelegen seyn ließ. Das that er, der nur eine Oper für London schreiben, aber nicht dort bleiben und leben sollte. Wir könnten einen Künstler nennen, der sich dauernd aus einem fremden Lande in unsere Heimath verpflanzen ließ, und eine Stellung einnimmt, in der er seine Pflichten und Verbindlichkeiten ohne Kenntniß der Sprache gar nicht vollständig erfüllen kann, und es doch nicht der Mühe werth gehalten hat, es nur so weit darin zu bringen, daß er einen Operntext in dieser Sprache componiren könnte.

Wenn man diese Anstrengungen Webers, seine Hoffnungen, und seine treffliche Leistung bedenkt, und sich dann daran erinnert, wie man ihn in London abgelohnt hat, wie undankbar und gleichgültig ihn die Stadt aufgenommen, die seinen Freischütz und Oberon vergöttert — so muß man von einem gerechten Unwillen gegen das prahlerische, geizige Volk erfüllt werden, das sich anmaßt, seine Großmuth sprüchwörtlich machen zu wollen. — Kehren wir lieber zu unserm theuren Landsmann zurück, als daß wir uns die gute Meinung durch solche Betrachtungen vergiften.

Man wird mir zugestehen, daß ohne den pünktlichsten Fleiß selbst der Talentvollste unter solchen Umständen nicht so viel leisten konnte, als Weber ausgeführt hat. — Doch von seiner zweiten schönen Eigenschaft zu sprechen, die mir erst damals recht anschaulich wurde. Ich blieb nur Einen Tag in Dresden, dessen Mittag ich, (dieß war mir schon eine freundliche Gewohnheit geworden,) bei Weber zubrachte. Wir speis'ten auch diesmal ganz allein, denn leider lag seine Gattin krank im Nebenzimmer. Ueber Tische sprachen wir von Spohr, Spontini und andern Künstlern, die sich mit Recht einen Ruf erworben haben. Wie freundschaftlich, wie gerecht und doch gemäßigt, urtheilte Weber über diese Männer! Sein ästhetischer Ausspruch wurde durch keine Verletzung oder Beeinträchtigung, die ihm widerfahren war, geändert; auch zeigte er keine ungehörige vaterländische Partheilichkeit, die das Fremde herabsetzt, bloß weil es nicht einheimisch ist. Maaß, Gerechtigkeit, Vorsicht in der Prüfung des Werkes selbst, aber dennoch hervorstechende, wohlwollende Güte, bezeichneten alle seine Urtheile. Er hatte durchaus nicht jene vornehme Geringschätzung mittlerer Leistungen, weil es höhere gibt; er erkannte jedes Verdienst auf seiner Stufe, jedes Talent in seiner Art. Wollte man aber etwa glauben, daß er aus einer gewissen Scheu, von Kunstgenossen nichts Böses reden zu wollen, seine halbe Meinung versteckt gehalten, und nur das Lob ausgesprochen habe, so irrt man sehr; denn auch sein Tadel ließ sich hören, aber er verletzte nur nicht, da er auf das vollständigste begründet wurde. —

Ich ging damals nach Wien und hatte einen Brief an Beethoven mit, über den ich Webers Meinung zu hören höchst begierig war. Wie sich erwarten ließ, sprach

er mit der größten Begeisterung von diesem erhabenen Genius, wiewohl auch er, (und gewiß theilt diese Meinung jeder urtheilsfähige Unbefangene mit ihm,) die seltsamen Verirrungen des Meisters in der neuesten Zeit, nicht ohne ein Gefühl bedauernder Wehmuth betrachten konnte. Wohlwollend, und gewiß mit Recht, leitete er sie aus dem anomalen Zustande des erschütternden Unglücks jenes großen Mannes her, das sich, auf eine höhnisch grausame Weise, mit der Unbehülflichkeit seines Geistes in Allem, was die Welt und ihre äußeren Verhältnisse angeht, gepaart hat, um die hohe Natur seines Genius zu verdrängen und zu unnatürlichen Auswüchsen zu treiben. Wie Weber den Meister verehrte und liebte, beweise folgender Zug, den er mir (solus cum solo) vertraute. „Natürlich, sagte er, besuchte ich Beethoven als ich zur Aufführung der Euryanthe in Wien war. Dieses Wiedersehen nach langen Jahren rührte mich tief. Er sah mich lange an, legte dann seine Hände auf meine beiden Schultern, schlug sie treuherzig, und rief, indem er mich umarmte: „Du bist ein braver Kerl geworden." — Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten. Daß ein solcher Mann zu solchem Geschick verurtheilt ist!" — Das sind Webers eigene Worte, so gut sie ein getreues Gedächtniß bewahren konnte. —

Jener Mittag war der letzte, den ich mit ihm zubrachte. Er kam zwar nochmals nach Berlin, wir sprachen uns dort öfters und traulich, und auch der Lieblingsplan mit der Oper wurde wieder in Betrachtung gezogen; allein eine so vertrauliche ungestörte Zeit wie dort habe ich nie wieder mit ihm zugebracht. Dies konnte nur in Dresden geschehen, wo er mehr Herr seiner Zeit war.

Mit inniger, tiefer Rührung denke ich an die Minute

zurück, wo ich Abschied von ihm nahm; wie immer, ließ ich ihn ungern ziehen, und umarmte ihn mit Wehmuth; aber hätte ich gewußt, daß es die letzte Umarmung war! — Er ist dahin. Wir wollen nicht klagen, aber unser Schmerz, er geht das ganze Vaterland an, ist um so gerechter, je tiefer er ist. Ob er ein liebenswürdigerer Künstler oder Freund war, das werden seine besten Freunde unentschieden lassen müssen. Aber, was man auch an seinen Werken vermissen möchte, (hier kommt dieß nicht in Betracht, weil ich von dem Freunde, dem Menschen, nicht von dem Künstler reden wollte,) ein ehrenwerthes Streben nach dem Besten kann nur ein Mißgünstiger verkennen; und daß dieses Streben mit bewußtem Ernst, aus der Tiefe seines Gemüths und Willens stammt, das mögen die Worte, die er als goldene Regel auch Andern anpries, und durch die er mein Stammbuch mit einem theuren Andenken geschmückt hat, zum Schluß beweisen. Sie lauten:

Beharrlichkeit führt ans Ziel. —

Anekdoten.

C. M. v. Weber an den berühmten Variationen-Componisten Gelinek.

Kein Thema auf der Welt verschonte dein Genie;
Das simpelste allein — dich selbst — variirst du nie.

Als Paganini 1817 in Verona war, äußerte der Anführer des dasigen Orchesters, Valdabrini, ein sehr ausgezeichneter Violinist, Paganini, sey nur ein Charlatan: er könne wohl einige Sachen von seiner eigenen Composition spielen, allein er, (Valdabrini) habe ein Concert componirt, das er wohl nicht zu executiren im Stande seyn würde. Paganini erfuhr dieß, und ließ V. sagen, er sey bereit, seine Composition zu spielen und wolle dieß namentlich in seinem letzten Concerte thun. Der Tag der Probe kam heran. P. spielte indeß etwas ganz anderes, als V. Concert, so daß dieser, nach beendigter Probe sagte: dieß ist nicht mein Concert, was Sie da gespielt haben; von alle dem, was sie da vortrugen, habe ich nichts geschrieben. „Seyn Sie ganz ruhig, mein Lieber," antwortete ihm P. „im Concert werden Sie Ihr Werk augenblicklich wieder erkennen; für jetzt bitte ich nur um etwas Nachsicht." Am andern Tage fand das Concert Statt. Paganini spielte zuerst mehreres von seiner Composition und behielt sich das Concert von Valdabrini zum Beschlusse auf. Alles war gespannt und Jeder dachte sich den Ausgang anders. Endlich erschien Paganini. Er hielt einen Binsenstab in der Hand. Man sah sich an und konnte sich nicht erklären, was er damit beginnen würde. Auf einmal ergriff er seine Violine, nahm den Binsenstab als Bogen, und spielte nun das Concert Valdabrini's von einem Ende zum andern und noch dazu mit eingemischten schweren Variationen.

Einige Briefe von C. M. von Weber.

Dresden, den 22. April 1822.

Wie soll ich Dir, mein herzlieber Bruder, *) die Freude beschreiben, mit der Dein lieber Brief mich so überraschend überschüttet hat! So mancher herrliche unverdiente Erfolg, den mir der Himmel geschenkt, hat mich nicht so erfreut und durch und durch belebend aufgeregt und erheitert. Du kannst mich nur dann begreifen, wenn Du weißt, wie unendlich lieb ich Dich habe, und daß ich Deine Liebe ganz für mich verloren glaubte. Gott sey Dank, daß es nicht so ist! Du bist wieder der Alte, ich habe es nie aufgehört zu seyn, und ich möchte Dich nur da haben, um Dir so recht aus voller Seele zeigen zu können, welchen wahrhaften Lichtblick Du meinem Leben wiedergibst.

Aber wo soll ich anfangen, wo aufhören? Es wird eine Weile brauchen, ehe man sich nur wieder das Noth-

*) Die in diesen Briefen überall vorkommende Benennung „Bruder" bezieht sich weder auf eine wirkliche verwandtschaftliche, noch auf eine etwa freimaurerische oder sonstige Ordensbrüderschaft, auch überhaupt auf kein Familienverhältniß, sondern lediglich auf die, unter beiden Correspondenten von der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft an (1810) angenommene Weise, sich als Brüder zu betrachten.

wendigste erzählt hat. Es ist gar lange lange Zeit verflossen!

Doch nun will ich erst Deinen Brief beantworten, dann noch hinkratzen, was mir eben einfällt. Habe Dank für Deine Zufriedenheit mit meinem Freischützen! Des Beifalls tüchtiger Männer, die ich ehre und anerkenne, bedarf ich, um mich weiter zu ermuntern und zu kräftigen. Denn es wird mir manchmal ganz angst bei der Höhe auf die sich der Beifall hinauf gewirbelt hat, und ich meine immer, es müsse nun wieder abwärts gehen. Nun, ich werde ehrlich meinend meinen Weg weiter gehen wie bisher, und thun, was ich nicht lassen kann.

Das mit dem . . . . ist eine dumme Geschichte, ich kann mich aber nicht wohl drein mengen. Der Teufel verhindre allen Nachstich! Wenn er aber wirklich meine Partitur stechen will, werde ich ihn in allen Zeitungen als Dieb blamiren. Ich habe öffentlich angezeigt, daß die Partitur auf rechtlichem Wege nur von mir zu haben wäre. Wer sie also anders erhält, ist unrechtlich. Du dummer Kerl, da hätt ich viel zu thun, wenn ich Jedem, der die Partitur kauft, noch ein Werkchen drein geben sollte. Ich habe nichts, und Hr. . . . . . begehrt es auf eben so insolente als freche Weise. Da Du Dich der Sache schon so freundlich angenommen hast, so hoffe ich auch bloß von Dir das Beste dabei. Hr. . . . . . . hat mir auch darüber geschrieben, hält aber die Sache schon für ganz abgemacht zu seinen Gunsten.

Die Papiere die Du mir geschickt, habe ich vor der Hand dem Hofrath Böttiger mitgetheilt, und werde Dir seiner Zeit das Weitere darüber berichten.

Ich war 14 Tage in Wien recht krank, habe auch hier 3 Wochen das Zimmer gehütet, und gehe erst seit

10 Tagen wieder aus. Anfangs Mai zieh ich aufs Land, und da wirds wohl Alles wieder gut werden. Meine Frau wird hoffentlich Ende Mai entbunden werden. 3 Kinder hat mir der Himmel wieder genommen; Gott gebe, daß ich endlich Eins erhalte! . . . .

Also mit meinem lieben Freund Hofmann *) wohnst Du zusammen? Da möcht ich auch einmal wieder dabei seyn; ist aber sobald keine Aussicht dazu. Die nächste Reise geht wieder nach Wien, zur Aufführung meiner neuen großen Oper Eurynanthe. Dann muß ich wohl ein Jahr still sitzen, ach und wer weiß denn, wie lange man lebt?

Meyerbeer ist ganz Italien verfallen. — Wohin sind unsre schönen Träume? — — Seine neue Oper l'Esule di Granada hat in Mailand sehr gefallen.

Gänsbacher ist noch immer Oberlieutnant in Insbruck, und wirkt da kräftig für das Gedeihen der Kunst.

Was treibst Du denn jetzt? Darf man auf eine Fortsetzung Deiner Theorie hoffen? . . .

Nun ade, für heute, Du Glücklicher, 6 liebe Geschöpfchen umgaukeln Dich.

Grüße mir auch innigst das ganze Haus. Der arme Hofmann hat immer viel zu leiden. Sein Onkel wird ihn bald besuchen.

Und nun, mein geliebter Bruder, drücke ich Dich innigst an mein Herz, mit allen alten Mannheimer Gefühlen der Liebe und Achtung; behalte auch mich lieb und schreibe bald wieder Deinem unveränderlich treuen Bruder Weber.

---

*) Geh. Staatsrath Dr. Hofmann in Darmstadt.

Dresden den 13. Mai 1322.

.... Auf eine Rezension von Dir freu ich mich; das wird was Tüchtiges seyn. Was das Sylbenklauben betrifft, so hoffe ich zu wissen, wie man deklamiren muß; aber gibts nicht Fälle, wo die deklamatorische Wahrheit dem melodischen Fluß nachstehen muß? und umgekehrt? — Wer Teufel ist übrigens unfehlbar? Ich gewiß am allerwenigsten.

Stelle Dir vor, daß meine Frau uns den Possen gespielt hat, unsre Rechnung zu nichte zu machen; um vier Wochen zu früh nieder gekommen, hat sie mir den 25. April einen gesunden Knaben glücklich geboren. Der Kerl heißt, nach der Mutter Willen, Max, da denselben Abend meine Oper gegeben wurde. Wenn ich nun nur nicht auch so dumm bin und früher sterbe wie Du! Und mein Seel, das glaub ich fast sicher.

Ich wollte mein Freischütz gefiel dem Großherzog so recht aus dem Salze, und er griff sich 'mal ordentlich an. —

Kaufmann seh ich sehr selten, werds aber ausrichten.

Für die Encyklopädie hab ich guten Willen, aber keine Zeit.

Grüße Deine liebe Familie und Hofmann herzlichst von Deinem treuen Weber.

Dresden den 13. Februar 1824.

... Meine Freude mit Gänsbacher ist zu Wasser geworden: aber Gottlob zu seinem Besten. Er bekommt die Kapellmeister-Stelle am Dom in Wien, die viel mehr trägt, als das, was wir ihm hier bieten konnten.

Die Last, die noch immer hier auf mir allein liegt, ist kaum mehr auszuhalten; und leider werde ich nun einen Nebenmann bekommen, der mir nicht sonderlich ansteht....

Meyerbeer verstrickt sich leider Gottes immer mehr in dem elenden Schlendrian. Welch herrliche Blüthe ging da unter! — Was hofften wir alles von ihm! — O verfluchte Lust zu gefallen! Ich studiere jetzt von ihm Margarita d' Anjou ein. Er schreibt in Venedig die 3te Carnevals-Oper, und soll im April nach Berlin kommen. Glaubs nicht; schämt sich vor uns.....

Der Prozeß, der gegen Spontini beim Kammer-Gericht in Berlin anhängig ist, daß er nämlich die Vestalin nicht componirt habe, beschäftigt jetzt alle Welt sehr. Die Sache ist einzig.

Mit meinem Kommen im Sommer ists dies Jahr nichts. Mein Max ist noch zu klein, die Mutter zu ängstlich. Ein Jahr später hab ich mir es aber fest vorgenommen.

Du hast's errathen, ich schreibe gegenwärtig Nichts. Habe eine wahre Musik-Indigestion, von den vielen Proben und Aufführungen in allen Sprachen und Arten. Im Sommer kommt vielleicht die Lust wieder, und dann beendige ich die komische Oper von Theodor Hell: die 3 Pintos.

Nun weiß ich weiter nichts, als daß ich mich trotz meiner Strapazen zum Verwundern leidlich wohl fühle.

Laß mich bald wissen, daß es bei Dir gut geht. Ich grüße herzlichst Deine liebe Frau und meinen guten Hofmann. Für immer und immer

Dein Weber.

Dresden den 8. April 1825.

Ich antworte Dir, herzlieber Bruder, im Augenblicke des Empfanges Deines Briefs vom 1. Mai. Wie bin ich erschrocken über Deine lange Krankheit, und wie wenig beruhigend ist noch das, was Du weiter schreibst. Ich kann Dir gar nicht beschreiben, mit welcher furchtbaren Gewalt der Gedanke auf mich gefallen ist, daß ich Dich in dieser Zeit zufälligen Schweigens verloren hätte. — Welch ein wandelbar zerbrechlich Ding ist doch der Mensch, und wie sehr sollten die Treuen, die einander erkannt haben, fest aneinander halten, und sich Freude zu machen suchen durch ihre Liebe, für diese kurze Spanne Zeit! Wenn man so überdenkt, welche unbedeutende Nichtswürdigkeiten Einen eigentlich davon abzuhalten im Stande sind, so möchte man ja mit beiden Füßen drein springen, und alle von der Welt aufgedrungene Mäßigung vergessen. — — Laß mich ja gleich wieder wissen, wie es Dir geht, und was Dir fehlte.

Auch ich habe 6 Wochen das Zimmer gehütet, an einer Heiserkeit, die oft in wahre Lautlosigkeit überging, mit krampfhaften Husten. Die Sache ist ganz schmerzlos und lokal im Halse, mein Arzt nahm sie aber doch so ernsthaft, als ob es wohl am Ende noch eine Luftröhren-Schwindsucht werden könnte. — Wie sehr mich aber gerade dieses Uebel an Allem hindert, wirst Du begreifen. — Nun, wie Gott will! —

Gewiß, mein alter Bruder, sollst Du mich auf dem Halse haben, wenn ich nach Darmstadt komme. Aber das hat sich wieder sehr verschoben. Den 1sten Februar erhielt ich erst den 3ten Akt des Oberon, und Ostern sollte ich schon in London seyn; — das war zum Lachen!

Die ganze Geschichte verschiebt sich nun mindestens bis künftigen Winter.

Seit dem 11. Octbr. 1824 habe ich Dir nicht geschrieben, es ist schändlich; aber auseinander kommen wir deßhalb doch nicht, denn wir kennen uns, und wenn Du mich auch einen Egoisten schimpfst, (warum? weiß der Teufel) so weiß ich doch, daß Du mich lieb hast.

Da! bin ich wieder gestört worden und der Brief muß fort. Ich drücke Dich innigst an mein Herz, geliebter Bruder, und bitte Gott um Gesundheit für Dich und die Deinigen.

Alles Erdenkliche an Deine liebe Hausfrau, und beruhige bald Deinen Dich innigst liebenden treuen Bruder Weber.

Miscelle.

Wenn ich von Dilettanten höre, fällt mir immer der andächtige Pater Abraham a santa Clara ein, welcher also spricht: „In euern Orchestern, ihr Leute, wird so arg geschwatzt, daß sie keine Ohr-chester, sondern Maulchester sind; die Violinen sind Vieh-olinen; das Klarinett ist weder klar, noch nett, die Flöten sind in Nöthen; die Hochboen sind tiefe Boen; Die Hörner würden auch besser vor der Stirn stehen, als am Munde; spielt einer Clavier, ach! so klagen wir! Genug, alle Musikanten spielen ihre Schande; das Notenpult ist allein ohne Schuld, und euer Director ist ein Thier-Rector.“

Die Virtuosin,

von Ernst Ortlepp.

1.

„Wie alt ist denn eigentlich Ihre Tochter?“ fragte der Herzog von — den Vater Malwina's wenigstens zum sechsten oder siebenten Male.

„Ei, so frage Du und der Teufel!“ dachte Meister Dorner im Stillen, und erwiederte mit einer devoten Verbeugung:

„Sie hat vor Kurzem ihr funfzehntes Lebensjahr angetreten, Durchlaucht.“

„Ihre Tochter hat viele Fertigkeit!“ sagte die Durchlaucht, gleichfalls zum siebenten oder achten Male.

„Das macht die Uebung, Durchlaucht!“ versetzte Dorner trocken, indem er die nach der Concertpause folgenden brillanten Variationen von Herz auf den Flügel legte, und den Stimmer bat, ja recht rein zu stimmen.

„Das Spiel scheint Ihre Tochter sehr anzugreifen,“ hob die Durchlaucht nochmals an.

Dorner erwiederte kurz: „daß ein Virtuos, der sich nicht angreife, seiner Meinung nach nichts tauge.“

Schon erklangen die stimmenden D-moll-Accorde des Orchesters, das Publikum eilte nach seinen Plätzen,

und selbst die Conversation der Damen wurde durch den Beginn der herrlichen Ouvertüre unseres zweiten Beethovens, ich meine Mendelssohn-Bartholdys Ouvertüre zur schönen Melusina abgebrochen.

Leopold, ein eifriger Verehrer Malwinas und Mendelssohns, hatte sich voll Andacht im Hintergrunde des Saales in die Mitte gestellt, die Akustik berücksichtigend, und war schon in süße Schwärmerei versunken, ehe noch die Ouvertüre begann. Jetzt erhob der Director den Stab, — die Anfangs-Figur in F-dur, die durch das ganze Werk hindurch die Seele immer enger einspinnt, und sich bei dem ersten Hören ewig einprägt, übte auf ihn einen neuen Zauber, den leider eine nahe ziemlich laut geführte Conversation störte. Er wich einige Schritte weiter auf die Seite; doch die Conversirenden sprachen nur noch lauter. Es war zum Verzweifeln.

„Ihr Schufte, packt Euch doch den Augenblick nach Hause,“ brummte er, „wenn Ihr mit einander reden wollt!“ und ging noch weiter fort; ach, selbst ein leises Zischeln bringt ja einen rechten Musikmenschen in einem Concertsaale zur Verzweiflung! Es war keine Rettung; die Ouvertüre ging dem nun einmal in seiner Andacht gestörten Leopold halb verloren. Die Sprecher murmelten bei dem süß dahinsterbenden Schlusse: „Göttlich!“ Er dachte bei sich: „Ihr Lumpenkerle!“

Man klatschte wenig, weil die Ouvertüre im Piano endigte. — Der Stimmer, diese so wichtige, und doch auch so ungeheuere Nebenperson in einem Concerte, ging nochmals die chromatische Scala durch, und die Fortepianistin oder Pianofortistin — oder besser — die Pianistin — betrat an der Hand des dicken Musikdirektors

das Orchester. Der Concertmeister, ein sinniger Mann, der stets auf dem Gesichte mitmusicirte — ein nicht productives, aber höchst receptives Genie — gab durch dreimaliges Niederschlagen mit dem Bogen das Signal, und die Introduction begann. Sie glich an Prätension fast einer Straußischen, auf deren tiefsinnigen Schwung ein — Walzer folgt. Hier folgte das Thema zu Variationen. —

Malwina fand es nicht gut, das einfache, rührende Thema aus „Jacob und seine Söhne" mit vielen Verzierungen zu überladen. Ihr Herz war bewegt dabei, obwohl sie es schon tausendmal gespielt hatte. Sie ballte sogar an ein paar Stellen gegen alle Regel die Hand zusammen, und spielte die Meloide bloß mit dem dritten Finger. Aber die Herren mit den Lorgnetten und die noch schwatzenden Damen merkten gar nichts davon. Die Ersteren sprachen bloß von den interessanten Augen der Virtuosin, und die Zweiten von ihrem phantastischen Anzuge. Es folgten die Variationen. Jede wurde beklatscht. Aber jedes Klatschen gab Malwina einen Stich in's Herz. Das Concert schloß; das Publikum ging fort wie eine Anzahl Scholaren von dem Professor, welche froh sind, das Nöthige, wie es dort heißt, „schwarz auf weiß getrost nach Hause tragen zu können." Der fragende Herzog hatte den Saal schon längst verlassen, weil ihn Kunstleistungen nicht auf die Länge amüsirten. Auch Leopold war fortgelaufen, aber aus ganz andern Gründen als der Herzog.

Eine halbe Stunde später saß Dorner mit seiner Tochter im Hotel de France bei Tafel. Beide schienen in Gedanken versunken, aus denen sie die Umhersitzenden, triviale Gespräche führend, nicht aufstörten.

„Was bin ich, wenn mich ein angehender Violinist vernichten kann?“ sagte Malwina leise zu ihrem Vater. In dem ersten Theile des Concerts hatte nämlich ein Violinist großen Beifall gefunden.

„Es soll kein Violinist wieder in einem deiner Concerte spielen;“ versetzte dieser.

Ein gegenübersitzender Fremder, blaß und abgezehrt, mit schwarzem Haare und schwarzem Backenbarte, hatte die Worte gehört und sagte:

„Ich bin ein Violinist, nnd vielleicht keiner der Letzten. Aber ich habe die umgekehrte Erfahrung gemacht; ein Pianoforte siegt, wenigstens bei den Damen, stets über die Violine.“

„Du magst mir auch ein rechter Kerl seyn!“ dachte Dorner bei sich selbst, indem er den Fremden betrachtete. Der Fremde las in dem Blicke Dorners eine bemitleidende Verachtung, ließ das aber gut seyn, und setzte nur ganz geradehin hinzu, daß er so eben den Entschluß gefaßt habe, in den nächsten Tagen selbst Concert zu geben.

„Das Concertgeben ist das Nächste an dem Bettelgehen!“ versetzte Dorner in satyrischem Tone.

„Das bezweifle ich!“ sagte der Fremde, mit einer eigenen Sicherheit lächelnd.

„Nun Glück zu!“ meinte Dorner. „Es muß jeder seine Erfahrungen machen, und man darf davon Niemanden abhalten. Jeder Künstler setzt sein Leben an die Kunst.“

„Der Stümper so gut als der Virtuos;“ stimmte der Fremde ein; „darüber sind wir einig.“

„Wir leben in einer Zeit,“ — hob Dorner an — „die sich nur das Außerordentlichste gefallen lassen



will," fuhr der Fremde fort, „was man ihr auch nicht verdenken kann, da sie alles Gewöhnliche schon an den Schuhen abgelaufen hat."

„Die Kälte des Publikums," begann Dorner von Neuem. —

„Freilich so lange sich ein Künstler noch beklagen muß," unterbrach ihn der Fremde wieder, „da ist's ein übel Ding. Ihre Fräulein Tochter spielt sehr gut — sehr gut — aber, wenn ich's ehrlich sagen soll, es ist doch eigentlich noch nichts! Es fehlt noch ein gewisses Etwas, über das wir uns in einigen Tagen weiter sprechen werden."

Jetzt brach der Fremde auf, nach dieser Offenheit oder Grobheit sich höflichst empfehlend.

„Das war doch ein recht impertinenter Mensch!" sagte Malwina zu ihrem Vater.

2.

Leopold war schon eine beträchtliche Zeit vor dem Ende des Concerts fortgegangen, und saß jetzt in der Ecke einer Weinstube, allerlei durcheinander meditirend, wie er es liebte. Die lauten Gesellschaftszirkel um ihn her waren für ihn nicht da. Sein einziger Gedanke war schon seit Jahren eine Revolution. Er wollte morden, vergiften, das Oberste zu unterst kehren und das Unterste zu oberst, aber bloß musikalisch; denn er kannte bloß eine Kunst, aber keine Politik; er kannte bloß eine Ewigkeit, aber keine Zeit, er kannte bloß eine Liebe, aber keinen Haß. Heute tyrannisirte ihn die Liebe, zu wem? — das mag man errathen. Es war freilich eine eigene Art von Liebe; — er liebte allerdings ein Mädchen, aber er liebte eigentlich die Kunst in ihr. Indeß,

kein Mensch kann das Menschliche von sich so ganz und gar abthun; — er war zunächst verliebt in die Augen und in den daraus strahlenden Geist seines Mädchens, welchem all sein Trachten und Phantasieren galt. Andie phlegmatische Placida, die vor einigen Jahren eine gewöhnliche Neigung zu ihm gefaßt hatte, dachte er nur noch mit einem bemitleidenden Lächeln. Placidas Körper hatte ihn geliebt — auch allenfalls ihr Herz — aber das Herz ist wohlfeil — ihr Geist hatte nichts davon erfahren, denn Placida hatte keinen Geist. Aber Malwina hatte vielen. Leopold war der Malwina nachgereist, ohne es ihr und ihrem Vater merken zu lassen. Beide hatten Leopold im Concerte nicht gesehen.

Leopold hatte bereits über eine Stunde bei dem Weine im Stillen componirt und mit keiner Seele ein Wort gesprochen; — es war schon eilf Uhr, — als ein blasser, hagerer Mann eintrat und sich neben ihn setzte. Beide schienen gegenseitig an den rechten Mann gekommen. Leopold sprach keine Sylbe, und der Fremde noch viel weniger. Sie trotzten förmlich gegen einander. Gegen zwölf Uhr endlich hob der Unbekannte gegen Leopold an:

„Es scheint, wir sind Beide fremd hier.“

„Ja, so scheint es,“ versetzte Leopold.“

Es folgte eine lange Pause.

Leopold ließ sich eine Flasche Champagner geben, und sagte gegen den Fremden, als der Wein gebracht wurde, „das ist ein gutes Getränk zu seiner Zeit.“

„Was mich betrifft,“ versetzte der Unbekannte, „mir ist der Champagner zuwider.“

„Nun dann gerade lad' ich Sie dringend ein,“ er-

wiederte Leopold, „mir auf ein Glas Gesellschaft zu leisten."

„Wollen Sie mir ein Jahr Ihres Lebens schenken?" fragte der Fremde, mit einer diabolisch lächelnden Miene.

„Ich mache mir ein Vergnügen daraus, wenn Sie mir den Gefallen thun mitzutrinken!" versetzte Leopold. „Sie erzeigen mir dadurch einen Dienst; und eine Liebe ist der andern werth."

„Sie nehmen die Sache sehr leicht. Ich spaße nicht!" sagte der Unbekannte; „aber Sie scheinen mit dem Leben sehr wegwerfend umzugehen; — Sie sind so gleichgültig." —

„Allerdings, ich bin ein sehr gleichgültiger Mensch!" sagte Leopold einschenkend. „Der Tod soll leben!"

„Wenn ich nun selbst der Tod wäre?" fragte der Unbekannte mit einem entsetzlichen Blicke, der Leopold durch Mark und Bein drang.

„Dann desto besser für Sie!" versetzte er, trotz seinem Schauer, das Glas austrinkend und mit dem Fremden anstoßend.

„Wünschen Sie nicht ein hohes Alter zu erreichen?" fragte der Unbekannte.

„Ich mag nur Jugend!" versetzte Leopold, von Neuem einschenkend. „Das Alter ist lauter Tod!"

„Nun dann wird's Ihnen freilich auf das Jahr nicht ankommen!" fuhr der Fremde fort. „Eigentlich sind Ihnen 50 Jahre bestimmt; aber Sie können subtrahiren." —

„So gut wie componiren."

„1 von 50 bleibt 49. — Gefällt Ihnen der Stimmhammer hier?"

„Wie jeder andere."

„Er stimmt nicht bloß Instrumente. Er stimmt Seelen."

„Meine gewiß nicht!“ versetzte Leopold.

„Legen Sie ihn an die Pulsader! Wollen sie heiter gestimmt seyn, was Sie jetzt gar nicht sind?“

Leopold experimentirte und lachte sogleich vor herzlicher Lust, den Stimmhammer einsteckend.

„Ich bin Musiker und kann das Ding brauchen;“ sagte er, und unterhielt sich nun mit dem Fremden in der scherzhaftesten Stimmung.

Der Gedanke, sich dem Teufel zu ergeben, liegt jedem tugendhaften Menschen außerordentlich nah. Wenn Einer täglich betet und arbeitet, und immer arbeitet und betet, und dabei immer weiter rückwärts kommt, wenn Schneider, Schuster und Advokaten über eine edle Natur förmlich disponiren, und sie wie einen Galgenstrick traktiren können, das ist höchst erfreulich. Es zeigt von großer Kultur. Die Dummköpfe sollten einmal in die Lotterie setzen; der größte von ihnen würde gewiß das große Loos gewinnen.

Leopold hatte noch Vermögen. Aber es mußte nun bald alle werden. „Mit Grausen sah er das von Weitem.“ Bisher war er ein Mensch, der den Umständen gebieten konnte, und hatte keinen Begriff davon, wie es ist, wenn die Umstände anfangen zu gebieten.

Er hatte sich tief in sich selbst hinein verphantasirt, als er auf einmal bemerkte, daß der Unbekannte verschwunden war. Das kümmerte ihn jedoch wenig; er goß noch mehr hirnzerrüttendes Getränk in sich hinein, und wankte um zwei Uhr nach Hause.

3.

Einige Tage später stand an allen Ecken der Stadt angeschlagen:

„Concert von Richard Schwarz“ 2c. 2c.
Entrée à Person 2 Thaler.

Der Saal war Abends gedrängt voll. Nach der Ouvertüre erschien jener hagere, blasse Mann mit den tief markirten Gesichtszügen, in welchen der auch anwesende Leopold sogleich jenen Fremden erkannte, dem er ein Lebensjahr überlassen hatte. Auch Dorner und seine Tochter waren zugegen.

Die Introduktion zu dem Concerte war lang und zugleich langweilig. Der Componist hatte alle Instrumente, wie es schien, so recht mit Absicht en bagatelle behandelt. Jetzt ergriff er sein Instrument. Die Violine klang wie eine Menschenstimme. Das Publikum traute seinen Augen nicht; es dachte, es müßte durchaus eine Sängerin oben stehen. Leopold trat aus dem Hintergrunde hervor. Dorner wurde blaß und Malwina hatte Mühe, Thränen zu unterdrücken. Doch auf einmal jauchzte die Geige auf und überschüttete die Zuhörer mit Künsten, bei denen ihnen der Verstand völlig stehen blieb. Die Männer und selbst die Damen erhoben sich, um den musikalischen Zauberer und seine Finger zu sehen, und der Schluß der musikalischen Periode wurde durch ein Klatschen und Bravorufen erstickt, das gar nicht wieder enden wollte. Der Virtuos verbeugte sich ganz leichthin; in seiner Miene lag mehr eine Verachtung, als ein Dank.

„Er sieht wie ein armer Sünder aus.“

„Wie Einer, der geradeswegs vom Galgen kommt.“

„Wie ein Teufel!“

„Diese Musik macht verrückt.“

„Er ist am Ende wahnsinnig.“

„Das ist der erste Virtuos der Welt.“

So lief es im Gemurmel durch den Saal, bis das neue Solo begann. Es weinte glühende Thränen — jeder Bogenstreich war ein brennender Tropfen — einzelne Töne waren in die Brust gestoßene Dolche, die das Herzblut herausholten, andere waren köstlicher Balsam — es wand sich eine zerknirschte Seele vor dem Publikum wie ein zertretener Wurm und sagte:

„Ach, ich habe viel gelitten in dieser schönen Welt, so manchen Kampf gestritten, so manchen Wunsch verfehlt! Das war meine Liebe! — das war meine Jugend! — das war meine Hoffnung! — aber Alles ist todt! — ich selber bin todt! — mein Schmerzruf ist nur eine Stimme aus dem Grabe.“ —

Der ganze Concertsaal war ein Grab bei diesen Klängen — kaum ein Athem regte sich — Alles umher todtstill — und oben auf dem Orchester stand Schwarz von noch schrecklicherer Todtenblässe bedeckt als vorher.

Nach einem Intermezzo des Orchesters begann ein buntes Leben. Lauter Frohsinn, lauter Jubel; einzelne schwermüthige und einzelne diabolische Momente blitzten hervor, aber die heitere Wirklichkeit verschlang wie Sonnenstrahl jede Wolke. Das Publikum war umgestimmt; Alles lachte, scherzte und regte sich zum donnernden Applaus.

Schwarz dankte wieder, aber mit einem noch sichtbarerem Hohne. Man sah schon etwas Neues auf seiner Physiognomie arbeiten.

Seine Töne klopften an das Thor der Hölle. Die Pforten sprangen. Man sah Dämonen mit feurigen Fackeln tanzen, — Nixen, Elfen, Kobolde, Gerippe, blasse Gespenster, Hexen, Engel mit goldenen Flügeln — Alles fuhr in buntem Gewühle durcheinander, — die

Laster waren Tugenden und die Tugenden waren Laster, und Gott war ein Teufel, und der Teufel war ein Gott, — der Virtuos kochte, schäumte, er fluchte, er schimpfte, er weinte, er jubelte auf der Violine, — es wußte Niemand mehr, ob er im Himmel oder in der Hölle oder auf der Erde war, — denn Alles war Eins, — und so spielte Schwarz fort, bis er das Publikum völlig wahnsinnig gespielt, worauf er erschöpft zusammenbrach.

Der zweite Theil machte das Publikum doppelt verrückt, und der Spieler war doppelt todt. Er hatte sein ganzes Leben aus sich heraus und in das Publikum hineingespielt. Er hatte jedem Zuhörer eine neue Seele gegeben, und auch dem Herzlosesten ein Herz. Jahre lange Feinde versöhnten sich; Liebende schlossen den Bund; Sünder gingen aus dem Concerte frömmer als wie vom Abendmahle, und Künstler schwuren, in ihrem Leben nie wieder ein Instrument anzurühren.

4.

Am folgenden Morgen ging Dorner mit Malwina im Park der Stadt spazieren.

„Vater, Du hast eine recht unglückliche Tochter!“ hob Malwina an.

„Es ist wahr; aber sage das keiner Seele!“ versetzte Dorner.

„Ich wollte, ich wäre ein geistloses Geschöpf, das nur waschen, nähen und kochen könnte!“ fuhr Malwina fort. „Was ist's mit unserm Reisen? Wir schlagen uns herum. Mir winkt kein stilles Glück, nach dem ich mich sehne. Ich spiele mit zerrissenem Herzen, wo ich zu jauchzen scheine. Und ich fühle immer, ich bin ein Nichts, so lange es Violinen gibt.“

„Freilich neben einem Schwarz existirt nichts weiter und kann nichts weiter existiren;“ sagte Dorner. „Du hast Recht, gegen ihn bist Du nichts, meine Tochter. Du kannst ein Publikum nicht rasend machen.

„Und der Virtuos oder die Virtuosin, die das nicht kann, sollte lieber gar nicht da seyn;“ versetzte Malwina melancholisch. „Ich wollte, ich wäre begraben; es entstände dadurch keine Lücke in der Welt. Und ein Mensch, den die Welt nicht vermißt, kann in der Kunstwelt gar nicht in Betracht kommen. Wozu hab' ich Clavierspielen gelernt? Was ist Clavierspielen? Als eine gute Köchin wäre ich etwas; als Virtuosin bin ich eine Null in einer Zeit, die selbst auf Vorzügliches nur mit halbem Ohre hinhorcht!“

Der Vater wußte kaum etwas zu entgegnen. Die Zeit predigte die Wahrheit zu laut, die seine Tochter jetzt aussprach. Denn unsere Zeit will keine Kunst mehr, sie will Hexerei.

Alles in der Stadt sprach von Schwarz, von seinem Spiele, von seinem Aeußeren, von seinem frühern Leben. Er habe lange Jahre im Gefängniß gesessen. Er habe Verbrechen verübt. Er spiele, trinke, er — kurz, man machte einen halben Satan aus ihm, und als solcher war er interessant. Malwina hatte man schon am nächsten Tage vergessen.

„Ich traute dem Schwarz bei unserm ersten Zusammentreffen bloß große Worte zu;“ sagte Malwina.

„Aber seine Worte wandelten sich in Thaten,“ versetzte Dorner; „ein solcher Held schlägt ganze Armeen von Virtuosen.“

In diesem Augenblicke begegneten den Lustwandelnden

— Lustwandelnde sind oft Verzweifelte — Schwarz und Leopold, Arm in Arm.

Schwarz machte Malwinen Lobeserhebungen. Malwina schämte sich vor ihm und wußte kein Wort zu sagen, außer ein naives. Nämlich:

„Ich hörte immer von Kunst reden. Ich wußte nicht, was das wäre. Nun weiß ich's. Kunst ist die Fähigkeit, das zu können, was eigentlich Niemand kann."

„Eine sehr richtige Definition," versetzte Schwarz. „Der Mensch statuirt jetzt nur noch das, was über den Menschen hinausgeht. Das Genie geht aber immer über den Menschen hinaus. Wenn man kein Gott mehr seyn darf, so muß man ein Teufel werden. Auch der Teufel hat seine Ehre; selbst die hohe Cultur unseres Zeitalters," — dabei spuckte Schwarz aus — „macht ihn nicht todt."

Und so sprachen die Leutchen fort, dieß und jenes, was unsere höchst prosaischen Leser weiter nicht interessirt. Daher der rücksichtnehmende Autor, der überdieß lieber erzählt, als räsonnirt, gleich einen Sprung von einigen Jahren macht.

5.

Es waren gerade zwei Jahre vergangen, als Leopold an einem warmen Herbstabende an der Elbe bei D. — langsam hin und wieder ging. Der Fluß, in welchem der Mond allerlei magische Zaubereien trieb, lockte ihn sehr, sich hinein zu stürzen. Er konnte sich gebadet haben — wer wußte von seiner Absicht? Wer weg ist, nach dem fragt man wenig. Von einem Todten kann ein Advokat nichts profitiren, wenn er nichts

Klingendes hinterläßt, als Musik in Manuscripten. Manuscripte aber klingen nicht einmal. Shakspeare hat sehr Recht in Ansehung der „Musik mit ihrem Silberklange." Der Klang des Goldes ist noch melodischer für Speisewirthe, Schneider und achtzehnjährige Mädchen. Ein Lehrbuch der Moral ist jetzt keinen Heller werth. Man muß das der Welt sagen, die so göttliche Taxen hat, damit sie in sich gehe. Darüber sind die neuesten französischen Schriftsteller einig, und die Leute haben Recht.

Also Leopold hatte gar nicht übel Lust, sich zu ersäufen. Nur schien ihm das Erschießen nobler, und das hielt ihn ab, denn ein Pistol hatte er nicht zur Hand. Ueberdieß zuckte die Lust, zu leben und zu lieben in ihm auf. Malwina stand in der schönsten Blüthe; sie war jetzt in D. — Ja, noch mehr, sie hatte sich von Leopold überreden lassen, ihn an dem Orte zu treffen, wo er sich so eben befand. Es war ein höchst schwärmerischer, melancholischer Abend, zusammengesetzt aus halbem Herbst und aus noch halbem Sommer und mit einem ganz bezaubernden Mondscheine, dem Leopolds Phantasie noch mehr Poetisches anschwärmte.

Er stand an dem ewigrollenden Strome, und war versunken in die Malerstudien der gaukelnden Wellen, die ihm alle Musik wurden, als das Gebüsch rauschte, und Malwina vor ihm stand. Als sie ihn erblickte, wollte sie fliehen, sich entsetzend vor ihrer eigenen Kühnheit. Doch seine Hand hielt sie zurück. Er bot ihr recht gleichgültig „guten Abend," aber sein Blick accentuirte den Gruß ganz anders als seine Stimme. Ein Kuß bringt ein Mädchen außer sich, und zumal der erste. Leopolds Lippen brannten schnell auf Malwinas Lippen;

ihr vergingen die Sinne. Leopold war ein schöner, blühender, junger Mann, und der Geist küßte hier den Geist. Gewöhnlich küssen bloß Körper Körper.

Er schlug ihr sogleich eine Entführung vor. Malwina hatte nicht übel Lust, sich entführen zu lassen.

„Ich liebe Dich längst," sagte er, „glühend, bis zum Wahnsinne."

„Ich hatte seit Jahren keinen andern Gedanken, als Dich!" erwiederte sie.

„Nun so wollen wir fort!" ermunterte er. „Ich heirathe Dich!"

„Aber mein Vater?" — entgegnete sie. „Er würde ja wohl einwilligen — wozu also fliehen?"

„Weil das poetisch ist, höchst poetisch! Wie? Malwina, Du willst eine Künstlerin seyn, und die Bahn der Philister gehen?"

„Und Du willst zur Hälfte ein Teufel seyn?" fragte Malwina.

„O ein Teufel, der Dich in alle Himmel führt!" Bei diesen Worten umschlang Leopold Malwinen von Neuem, streifte die leichte Hülle von der schön gerundeten Brust, drückte einen Kuß auf die reizenden Hügel, legte auf einen Moment sein Haupt dazwischen, und wollte das glühende Mädchen, die sich ihrer kaum noch bewußt war, so eben mit sich fortziehen, als sie ein ältlicher Mann mit Gewalt aus seinen Armen riß.

Von nun an waren Malwinas Vater und Leopold heftige Feinde.

6.

Es war wieder ein Jahr vergangen. Das achtzehnte Jahr ist für ein Mädchen ungefähr das, was für einen

jungen Mann das acht und zwanzigste. Es ist die schönste Zeit des Lebens; es ist sein Culminationspunkt. Aber von dem höchsten Berge aus sieht man den tiefsten Abgrund. Daher die Melancholie in diesem Alter. Auch Malwina hatte einen sehr melancholischen Zug. Wenn wir einmal mit der Sprache heraus gehen und ihn in Prosa übersetzen sollen, so müssen wir sagen, sie sah voraus, daß sie schwer einen Mann bekommen werde; sie sah zugleich ein, daß nur ein Schwarz oder Teufelskünstler ein Virtuos seyn könne. Doch sie hatte eine Ausflucht. Seit einigen Jahren componirte sie viel, und eine Componistin ist schon als Componistin ein Meteor. Schreibende und poetisirende Frauen gibt's viele; aber componirende waren seit Anbeginn der Schöpfung bis dato noch wenige vorhanden. Malwina hatte schon Vieles componirt. Ihr Hang zur Composition rieb ihre Virtuosität auf. Sie wollte etwas ganz Unerhörtes, sie wollte eine musikalische Schriftstellerin und Dichterin seyn. Das Publikum wunderte sich darüber, aber es blieb ein Publikum. Wie gesagt, der Künstler, der über das Publikum klagen muß, ist verloren. Wenn über ihn nicht Alles verrückt wird, so heißt es: „oleum et operam perdidi."

Leopold ging es gerade ebenso wie seiner geistigen Frau. Er fragte nach keinem Publikum, und deßhalb fragte das Publikum nicht nach ihm. Das hebt sich. Eins trotzt dem Andern. Das Publikum lacht, und der Künstler weint. Und Thränen sind ja nichts als eine Art des Wassers, Tropfen in's Meer, salzige Tropfen in das salzige. Leopold weinte nie; er hielt Thränen, ausgenommen die, welche die Wuth weint, eines Mannes für unwürdig, obgleich Achilles im Homer einmal

über den Patroklus weinte. „Ueber sich selbst darf eine alte Frau weinen, aber Niemand, der den Anspruch auf den Titel Pater hat," dachte Leopold. Er hatte mit einem üppigen Weibsbilde aus niederm Stande einen tüchtigen Jungen erzeugt; das machte ihm Spaß; dabei liebte er die Malwina schwärmerisch. Für seine Christel hatte er nie etwas als erst Wollust, und dann Mitleid empfunden. Aber er handelte redlich an ihr. Er sah sie fast alle Tage auf einen Augenblick, und gab ihr Geld, so viel er entbehren konnte. Er hatte ihr so eben heute sein letztes gegeben, denn morgen war er mit seinem Vermögen fertig. Es war ihm widerlich, etwas übrig zu behalten, und er vertrank daher heute sein Geld bis auf den letzten Heller.

7.

Armuth ist ein Wort, vor dem jeder honette Mann in Ohnmacht fällt. Indeß Schulden sind weit schlimmer, als Armuth. Nach einem halben Jahre hatte Leopold ziemlich bedeutende. Sie kamen ihm sehr kurios vor. Vor noch zwei Jahren hätte er einen Schneider angespuckt, der ihn hätte setzen lassen wollen. Aber jetzt war das Ding außer Spaß. An jedem Morgen quälten ihn Mahner. Wenn er in himmlische Phantasien versunken war, erschienen die höllischen Dämonen, ihn bald bescheiden, bald stürmisch fragend: „Nun, Herr Leopold, wie stehts?"

„Der ich mich auf den Erwerb schlecht als ein
Dichter verstand."

Tief fühlte Leopold die Wahrheit der Worte Goethes, eines Dichters, der nie Noth kannte. Auch mit Leopold hatte es noch keine, so lange der Substitut

des Geldes, der Credit, lebte. Aber der Credit wurde kränker und kränker; Leopold war nicht der Mann, dem man hätte zurufen können: „Arzt, hilf dir selber!“ Er war es so wenig, als Jesus Christus. Er lernte beten und in Gesangbüchern lesen; seine vorigen Phantasien von einem Zustande der Noth, wo ein Künstler ein Gott sey, wurden zerspringende Seifenblasen. Es kamen Zeiten, wo er ein halbes Leben für einen von den Louisd'ors gegeben hätte, die er in den Gewölben der Wechsler ihn verhöhnend klimpern hörte. Nichts haben und den Klang des Geldes zu hören — es gibt für eine tugendhafte Seele keine größere Höllenqual auf Erden! Leopold, der sanguinische Mensch, wurde total melancholisch.

Eines Abends traf er den hagern, blassen Mann, dem er eines seiner Lebensjahre um den Spottpreis eines Stimmhammers geschenkt hatte. Schwarz war sehr aufgeräumt. Er sprach von der Dummheit des Publikums. Leopold bekräftigte sie und sagte ihm, daß er nur wie ein mitternächtig umgehendes Gespenst noch fortvegetire. Das freute Schwarz, und er meinte:

„Nun erst kann etwas aus Ihnen werden.“ Denn jetzt gehe die Kunst nur aus Verzweiflung hervor. Die Verzweiflung müsse aber dem Publikum Seligkeit scheinen. „Apropos,“ hob er an, „ich gab ihnen einen Stimmhammer? Hat er seinem Zwecke genügt?“

„Er sprengt alle Saiten!“ versetzte Leopold; „ich habe das Ding zum Fenster hinaus geworfen.“

„Erlauben Sie,“ fiel Schwarz ein, Leopolds Taschen sondirend, „hier ist er ja!“

„Das ist sonderbar,“ rief Leopold aus.

„Es ist manches in der Welt sonderbar!“ fügte

Schwarz hinzu. „Sie sind ein Sebastian Bach, das ist auch sonderbar. Ich habe vor einigen Jahren Ihnen zu Gefallen mitgetrunken, und Sie müssen jetzt mir zu Gefallen mitgehen! Scheint Ihnen das etwa auch sonderbar?“

Leopold hatte keine Lust. Doch Schwarz riß ihn am Arme mit sich fort. Leopold befiel ein Schwindel; er sah Dorners und Malwinas Schatten, ihm Abschied zunickend, an der Wand.

Schwarz sagte: „Es ist Alles Schatten in der Welt. Sie sind auch einer gewesen, und werden als solcher nun wo anders figuriren!“

Als sie auf der Straße waren, öffnete sich ein Loch, aus dem Feuer hervor flammte. Leopold wollte nicht mit hinunter; doch Schwarz zerrte ihn, indem er ihn bei der Gurgel packte, hinab.

„Der Teufel ist der beste Virtuos!“ rief er aus.

Leopold wurde am nächsten Morgen todt gefunden und bald begraben. Ein Kreuz, ganz wie ein Stimmhammer geformt, erhob sich über seiner Gruft. Alle Journale nannten ihn einen zweiten Beethoven.

Malwina starb zwei Jahre später über einer Composition, die sie Leopolds Manen widmen wollte. Dorner wurde wahnsinnig. Schwarz zeigte sich noch mehrmals in Concertsälen; man hielt ihn stets für den größten Violinisten in der Welt, aber zugleich auch für nichts Anderes als — den Teufel.

Mendelssohn - Bartholdy.

Es war ein herrlicher Sommerabend — man hatte in einem Gartenconcerte Beethovens jugendfrische F-dur-Symphonie aufgeführt — es folgte eine Pause — ich lustwandelte träumerisch in den blühenden Gängen, als mich auf einmal ein zartes, geisterhaftes, musikalisches Geflüster aus meinen Phantasien weckte, oder vielmehr in noch tiefere versenkte. Johanniswürmchen gaukelten wie die Geister abgeschiedener Seelen durch die Gebüsche — es ging mir eine eigene Romantik auf — ich befand mich in einer Elfen- und Feenwelt und schaute Oberon und Titania über den Bäumen thronend — ich fürchtete die Nähe des Publikums und blieb daher fern und einsam in einer Laube, auf deren Bank ich mich niedersetzte, bis die geisterhafte Musik wie ein schöner Traum vorüber war. Ich hatte einen Sommernachtstraum geträumt, und der Sommernachtstraum war von Shakspeare, und Mendelssohn-Bartholdy hatte den Sommernachtstraum in Musik gesetzt.

Es berührte mich recht widrig, als ich unter die Kenner gerieth, und diese mich mit hochweiser Miene versicherten, mein Traum habe aus bloßen Fragmenten bestanden, und sey ein formloses Unding gewesen. Ich

wußte doch, er hatte so viel Einheit, und jener Mendelssohn war ein so großer Meister.

Ein andermal hatte ich die Caprice, in dem Concertsaal meinen Liebling Ossian zu lesen. Während Rossini's ohrenkitzelnden Passagen weidete ich mich an Trenmors und Cuchullins Heldenthaten — da erklingen auf einmal eigene Töne, ich sehe die Fingalshöhle und den greisen Barden Ossian — in Nebel und Wolken erscheinen mir die Schemen der abgeschiedenen Helden — der Sturm braus't über die Haide daher — das Mondlicht drängt sich aus den dunkelschwarzen Wolken hervor — ich erblicke auf dem hervorragenden Felsen das Mädchen mit der Harfe, die sehnsüchtig ihren Geliebten ruft, und sehe, wie sie die weißen Arme ringt — genug, ich weiß nicht mehr, ob ich den Ossian lese oder höre, aber das weiß ich, daß ich auf Momente in seinen Tagen lebe, bis die Ouvertüre zu der Fingalshöhle verklingt.

Goethe's Gedicht „Meeresstille und glückliche Fahrt können nur deutsche Barbaren nicht auswendig. Es war mir von jeher eine herrliche Musik. Ich konnte mir eigentlich keine andere denken als die Beethoven'sche. Aber ein Meister schuf noch eine andere — er machte jedes Wort des Gedichts zu Musik.

Als Kind hatte ich einmal das Mährchen von der schönen Melusina gelesen und dann nie wieder. Man vergißt solche Sachen, ob sie gleich auf allen Jahrmärkten ausgeboten werden. Es wäre gut, wenn ein Prolog vor Mendelssohns Ouverture gesprochen würde, die etwas malt, was die Meisten nicht im Gedächtniß haben. Ich besann mich auf das Mährchen der Kindheit wie auf einen längstgehabten Traum, als ich

das Werk hörte, dessen durchgehende zauberische Anfangsfigur sich für ewig der Seele einprägt. Und ich sollte nun noch Mendelssohn loben? Das wird man mir wohl gern erlassen.

C. D.

Anekdoten.

Ein Organist gerieth kurz nach seiner Anstellung mit dem Bälgetreter in Streit, daß er nicht geschwind genug wäre, vorzüglich beim Glauben. Endlich verklagte er ihn. Als sie beide vor Gericht erschienen, und der Organist seine Klage vorgebracht hatte, sagte der Bälgetreter zu seiner Entschuldigung: „Meine Herren, ich weiß gar nicht, was der Herr Organist will; ich bin schon seit vielen Jahren Bälgetreter, und muß wohl besser wissen, als er, wie viel Wind zum Glauben gehört." —

Rossini sagt von Zumsteeg Folgendes:

„Ihr Zumsteeg muß ein sehr reicher Mann gewesen seyn, oder er war sehr thöricht; denn aus Einer seiner Opern würde ich zwanzig gemacht haben."

Musik.

Von Jean Paul Fr. Richter.

(Aus dessen: „Wahrheit aus Jean Pauls Leben", 2tes Heft.)

Wenn mich eine Empfindung ergreift, daß ich sie darstellen will, so bringt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen, und ich will auf dem Klavier sie aussprechen.

Alles ist bei mir Tönen, nicht Schatten, wenn ich stark getrunken; ich höre mich oder das Innere ewig; und denke klar darüber.

Nov. 1807. Die Töne, die mir in und vor dem Schlaf kommen, oder sonst in der Poesie, sind keine von irgend einem Instrument — höchstens Gesang — aber desto ergreifender wie ein Extrakt aus allen Tönen und Instrumenten. — Indeß finds jene, die plötzlich auf Instrumenten oder Kehlen höher hinaufgingen und die Seele und das Leben erregten, aber ich könnte nicht sagen, ob sie gesungen oder gespielt würden; nur mein altes Inneres hebt sich empor, das alte Land der Vergangenheit

und Zukunft ist fast da, und ich sehne mich wieder. — (Denn sogar das Sehnen hört hienieden oft auf.)

April 1808. Einen ganzen Tag könnt' ich fortphantasieren, sowohl poetisch als musikalisch, und gerade in diesem langen (Phantasieren) hör' ich erst jeden Ton recht rein.

Sobald ich bei dem Erfinden am Klavier rc. ins Weinen komme, ist es mit dem Erfinden vorbei, und nur das Empfinden besiehlt.

Nichts erschöpft und rührt mich mehr als das Phantasieren auf dem Klavier; — Ich könnte mich todt phantasieren. — Alle untergesunknen Gefühle und Geister steigen herauf — meine Hand und mein Auge und Herz wissen keine Gränze; — endlich schließ' ich, mit einigen ewig wiederkehrenden aber zu allmächtigen Tönen. — Man kann wohl satt werden, Musik zu hören, aber nicht zu machen; und jeder Musiker könnte sich wie eine Nachtigall todt schmettern.

Ich singe Töne ohne Sinn, und doch weine ich dabei und lege doch ihnen keine Empfindung unter —: so wirkt also die Musik durch das Allgemeinste. — Je längeres Spielen, desto tiefer hör' ich die Töne in mich hinein. — Und die auflösende Zerstörung ist dieselbe. Sogar das Singen macht wenig.

Wenn ich lange phantasiere musikalisch, so zersetz' ich mich zu den heftigsten Thränen, ohne an etwas Bestimmtes oder gar Trübes zu denken. — Das Tönen schneidet immer tiefer und heller ins Ohr und Herz ein. — Thränen sind überhaupt mein stärkster, aber schwächendster Rausch.

1815. Die Gewalt der Blasetöne (z. B. heute den 19. October bei der russischen Abendmusik vor des Generals Hause) nimmt jährlich bei mir zu, indeß ich ihnen doch keinen Stoff, wie etwa sonst, unterlege. Ich weine, schluchze, kann kaum Athem holen — und denke schlechterdings an keinen Gegenstand, wenigstens nicht an mich; an Vergangenheit oder Zukunft. — Stärker wird Alles durch eine allgemeine Idee freilich, z. B. Anschauen des Himmels — die Erbärmlichkeit des Anschauens eigener Zustände kommt mir nicht. — Auch dauert die Nachwirkung bei mir lange, vollends die körperliche Schwächung.

October 1820. Immer mehr bild' ich in mir die Musik hinauf, indeß ich um mich her keine gute höre, aber eine bessere fordere. In mir nimmt jährlich das Zerfließen zu bei Musik und Dichtkunst und Liebe; warum aber oder wie bei meinen Jahren?

Noch etwas über Mozarts Requiem.

Im Jahr 1827 gab André in Offenbach Mozart's Requiem nach einer Copie der Originalpartitur mit den Nachweisungen über die Autorschaft Mozarts und Süßmayers heraus. Gottfried Weber, machte in seiner Recension (Cäcilia 6. Bd.) darüber weitere Bemerkungen, von denen wir einige der interessantesten mittheilen.

1. Erster Haupttheil: Requiem.

Nr. 1. „Requiem" sammt „Kyrie". Was und Wieviel von dieser Nummer von Mozart herrührt, darüber gibt leider auch die vorliegende Ausgabe keine zuverlässige Nachricht. Aus einem Briefe der Frau Wittwe Mozart geht zwar hervor, daß Mozart ein „Requiem" und „Kyrie" wirklich geschrieben gehabt; in wiefern er sie aber grade so geschrieben hatte, wie wir diese Stücke aus Süßmayers Hand erhalten haben, konnte durch die von der Frau Wittwe veranstaltete Vergleichung nicht herausgebracht werden. Herr André hält übrigens beide Stücke zwar für Mozart'sche, aber noch aus früheren Zeiten herrührende und zuverlässig sich noch vor 1784 her datirende Arbeit, welche Mozart demnächst

zu dem bestellten Requiem zu verwenden angefangen, zu dem Ende wahrscheinlich die Introduction neu vorangefügt, und so diese Nummer im Partitur-Entwurfe hinterlassen hatte.

2. Zweiter Haupttheil: Dies irae.

Nr. 2. „Dies irae“ ist, nach André, ohne Zweifel ebenfalls ältere Arbeit, welche Mozart aber hernach zum bestellten Requiem zu verwenden angefangen und so im Partitur-Entwurfe hinterlassen hatte, welchen letzteren dann Süßmayer beendigte.

Nr. 3. „Tuba“ bis zum 18. Takte ganz wie Nr. 2, (nur daß das Posaunsolo nachher in ein Fagottsolo verfälscht worden ist); also 18 Takte hindurch auch wieder Mozart'sche Jugendarbeit, demnächst von ihm zum Requiem benutzt, vom 19. Takte an aber neu weitercomponirt, übrigens auch dieses nur als Partitur-Entwurf hinterlassen, — und eben so auch

Nr. 4. „Rex“, — so wie

Nr. 5. „Recordare“, — und

Nr. 6. „Confutatis“, — an welchem sich übrigens in der André'schen Ausgabe gleich vom Anfange herein nur ein S. und nirgends ein M. angezeichnet findet, indeß ein M. erst im 17. Takte erscheint. — —

Von Mozart ist dann auch noch das

Nr. 7. „Lacrymosa“; dieses jedoch bekanntlich nur bis zum 8. Takte. Hier aber ist das Ende der Mozartschen Arbeit am bestellten Requiem; indem vom 9. Takte dieser Nummer an Süßmayers eigene selbstständige Arbeit anfängt, und Mozart für die Bestellung etwas Weiteres als bis hierher nicht gethan hat. —

3. Dritter Haupttheil: Domine.

Nr. 8. „Domine" und

Nr. 9. „Hostias" mit „Quam olim" sind, sowohl den Buchstaben M. und S. als auch dem Briefe der Frau Wittwe Mozart zufolge, ganz Süßmayer'sche Arbeit; und insbesondere in Ansehung des „Hostias" wird dieß auch noch durch eine von Herrn von Nissen eigens beigeschriebene Versicherung bestätigt. — Herrn Stadlers neuerlichen Versicherungen zufolge soll es zwar dennoch Mozart'sche Arbeit seyn, in welcher Beziehung aber Herr André uns versichert, daß, wenn es auch, all jenen früheren authentischen Zeugnissen zuwider, dennoch wirklich von Mozart herrühre, es wenigstens zuverlässig nur eine, sich vor 1784 herdatirende, von Süßmayer erst nach des Meisters Tode, zur Ergänzung des Werkes, darangefügte Composition seyn könne.

4. Vierter Haupttheil: Sanctus.

Nr. 10. „Sanctus" mit „Osanna" sind wie bekannt ganz von Süßmayer.

Nr. 11. „Benedictus" mit „Osanna" ebenfalls.

5. Fünfter Haupttheil: Agnus Dei.

Nr. 12. „Agnus Dei" eben so bekanntlich bis zum Adagio gleichfalls ganz von Süßmayer componirt, von wo an derselbe dann, bis ans Ende des ganzen Werkes, die Musik von Nr. 1, nur mit unterlegtem anderem Texte, wiederholt.

Weber theilt hierauf Andrés ganze Vorrede mit, aus der wir nur Folgendes herausheben:

Erst im verflossenen Frühjahre kam mir zufällig die

glaublichere Thatgeschichte zur Kenntniß. Ich erfuhr nämlich, bei Gelegenheit meiner damaligen Anwesenheit in Amsterdam, von dem ersten Oboisten an der dortigen Oper, Herrn J. Zawrzel, welcher früher als Musiker in Diensten des Herrn Grafen von Waldseck, damals auf seinem Schlosse zu Stubbach, 3 Stunden von Wienerisch-Neustadt, wohnend, gestanden, daß dieser Herr Graf der anonyme Besteller des Requiem, und sein Haushofmeister derjenige war, welcher im Sommer 1790 die Bestellung an Mozart ausrichtete, das geforderte Honorar, welches übrigens nur in 50 Dukaten bestanden haben soll), bezahlte, und Mozarten dabei zur Bedingung gemacht, diese Composition nicht nur möglichst bald zu fördern, sondern sie auch nie herauszugeben. — —

Nach Mozart's Tode wurde Süßmayer, welcher ein Freund vom Hause war, von der Frau Wittwe ersucht, die hinterlassenen Manuscripte, welche sich bekanntlich in einem nichts weniger als geordneten Zustande vorfanden, durchsehen und ordnen zu helfen. Bei dieser Gelegenheit fand derselbe dann auch die Manuscripte zum Requiem, und auf Süßmayer's Frage: was denn das für ein noch unfertiges Requiem sey? erinnerte sich die Frau Wittwe, daß diese Composition bei ihrem seligen Gatten bestellt und auch schon vorausbezahlt gewesen sey, und bat Süßmayern, das Werk zu beendigen. Das Nähere ist aus dem nachstehend unter Nr. 5 abgedruckten Briefe zu ersehen.

Nr. 5.) Von Herrn J. Zawrzel.

Amsterdam, den 25. Juli 1826.

Werthester Herr André,

Sie wünschen zu wissen, wie sich der Graf Walseck

schreibt; da ich niemals von ihm Handzeichnung gesehen habe, selbst an den Musikstücken, die man für seine Composition ausgab, so schrieb ich seinen Namen nach der Aussprache. —

Es war in dem Jahre 1790 im August, als mich der Graf kommen ließ. Es war das erstemal nach dem Tode der Gräfin. Ein junger Mensch, der bei dem Grafen als Violoncellist stand, und selbst die Composition verstand, erzählte mir, daß der Graf für die Gräfin selbst ein Requiem componirt und schon weit gefördert habe, und brachte mich in des Grafen Schreibkabinet, das Requiem zu sehen. Ich sah es genau durch, und fand, daß es bis zum „Sanctus", sehr nett geschrieben, fertig war. Ich wurde aufmerksam auf die Basset-Hörner, und sagte dem Grafen: Instrumente dieser Art könne man in Neustadt nicht bekommen. Seine Antwort war: „wenn er das ganze Requiem fertig habe, so werde er die Basset-Hörner von Wien kommen lassen."

Ich kam im Oktober nach Wien. Sie wissen selbst, daß in dem Zwischenraume Mozart die Zauberflöte und Titus schrieb, auf das ganze Requiem nicht mehr dachte und der Krönung Kaiser Leopolds, sowohl in Frankfurt als in Prag, beiwohnte, wo er eine kurze Zeit darauf krank wurde und starb. Da war eine große Verwirrung im Hause. Süßmayer, der ein Freund vom Hause war, wurde ersucht, die Musik, welche auf einem Haufen durcheinander lag, zu ordnen, und da fand sich auch das Requiem. Süßmayer fragte, was das für ein Requiem wäre, das noch nicht fertig sei? Madame Mozart erinnerte sich, daß ein Herr das Requiem bestellt, soviel als Mozart forderte, vorausbezahlt, von Zeit zu

Zeit was fertig sei erhalten, und da er einigemal umsonst gekommen, lange Zeit weggeblieben sey. Nun können Sie errathen, warum sich der Herr Graf nach dem Tode Mozart's nicht gemeldet hat; dann wäre der Graf bekannt, und könnte bei seinen Leuten nicht mehr als Compositeur des Requiem gelten ꝛc.

unterzeichnet: Zawrzel.

Vorstehende Erzählung bestärkt mich in meiner Vermuthung, daß Mozart, zur kürzern Erledigung des übernommenen Auftrags, den Entwurf einer früher schon angefangenen Composition dieser Art wieder hervorgesucht und zu der befraglichen Arbeit benutzt habe, (wie er ungefähr auf ähnliche Weise auch mit seiner, im Jahre 1783 angefangenen, aber unvollendet gebliebenen großen Messe aus C-moll gethan, welche er zwei Jahre später zu seiner Cantate: Davide penitente, verwendet hat."

Weber veröffentlicht dann früher zurückgehaltene Stellen aus Herrn Krüchtens Brief; das Wichtigste davon ist die

Mittheilung:

„Eine von mütterlicher Seite aus Ungarn abstammende, mir sehr schätzbare, an einen Cavalier verehelichte junge Dame starb im Jenner 1791, wurde auf dem Landgute ihres Gatten in der Nähe des Schlosses in einem Gehölze beerdigt; ein geachteter Künstler erhielt den Auftrag, über dem Grabe einen Denkstein zu verfertigen, der auch wohl noch bis diese Stunde den Begräbniß-Ort bezeichnet; und ich selbst besuchte, 1791 in der Oster-Woche, in dieser Gegend einige Tage verweilend, auf Augenblicke der mir Verehrlichen Grabstätte.

Der hinterlassene Gatte, leidenschaftlicher Musiker, beauftragte einen Beamten seiner Besitzungen, die Composition eines Requiems bei Mozart zu bestellen, und das Mystische der Sache liegt einzig darin, daß der Beauftragte, wie es auch in der bekannten Erzählung dieser Bestellung richtig angegeben wird, keinen Namen nannte, vorausbezahlte, und bei Abholung der Partitur ebenfalls Stillschweigen beobachtete, das aber seinem Auftrage gemäß nothwendig war, indem der hinterlassene Gatte nach erhaltener Partitur sich in seine Bibliothek einschloß, dieselbe abschrieb, und als seine eigene Composition zur nächsten Provinzial-Stadt brachte, wo dieses Requiem, bei meinem seligen Onkel mütterlicher Seite (bei dem wöchentlich große und kleine Musiken gegeben wurden, wo Alles, was im Städtchen und der Umgegend, vom Fache oder Dilettant war, sich einfand,) probirt, und endlich in der Kirche der Abtey eben dieses Städtchens bei den feierlichen Exequien für die verstorbene Gattin des Bestellers aufgeführt wurde, wobei, so wie der Probe, die älteste Tochter meines seligen Onkels, meine noch lebende Cousine, die Sopran-Stimme sang. — Dieß ist die schlichte Erzählung des Faktums."

Wir schließen jetzt mit dem zweiten Briefe Krüchtens an Gottfried Weber, der die Entstehungsgeschichte des Requiems ganz ins Klare setzt:

Pesth, den 3. Januar 1826.

Hochwohlgeborener,
Hochzuverehrender Herr!

„Das mir schätzbarste Schreiben Ew. Hochwohlgeb. vom 14. December v. J. habe ich als Einschluß durch

.... erhalten, und beeile mich, E. H. Wunsch Genüge zu leisten, das, was mir noch über das fragliche Requiem bewußt ist, mit aller möglichen Bereitwilligkeit mitzutheilen. — Die Verstorbene, bei deren feierlichen Exequien dieses Requiem aufgeführt wurde, war Gräfin Wallsegg, geborne Freyin von Flammberg, die auf ihres Gatten Landgute Stuppach, dem gewöhnlichen Wohnorte dieser Herrschaft, starb, in Unter-Oesterreich, Viertel Unterwienerwald, beiläufig $4\frac{1}{2}$ Post von Wien, an der Triester Straße gelegen. Der Mann, dessen sich Graf Wallsegg zur geheimnißvollen Bestellung bei Mozart bediente, war der schon verstorbene Verwalter, Herr Leutgeb von Shotwien (Scheide Wien) einem dem Grafen gehörigen Marktflecken, nicht weit von Stuppach und der Steyerischen Grenze gelegen. Mein Onkel mütterlicher Seite, in dessen Hause das Requiem probirt wurde, ebenfalls nicht mehr am Leben, war Anton Obermayer, Landesphysikus und Civil-Arzt im k. k. Kadettenhause in Wienerisch-Neustadt, einer Oesterreichischen Provinzial-Stadt, 3 Posten von Wien, und beiläufig 3 Stunden von Stuppach, ebenfalls an der Triester Straße gelegen. Dieser mein sel. Onkel war sammt seiner Familie musikalisch, und alle Wochen waren bei ihm Quartett- und Orchester-Musiken, denen der damals lebende Regens des Musikchors der Mutterkirche dieser Stadt, Herr Trapp, sammt seinen Musikern, die musikalischen sogenannten Famular-Burschen, das Kadettenhaus, Dilettanten der Stadt und Umgegend, gewöhnlich fleißig beiwohnten, wodurch es möglich wurde, in meines Onkels Haus große Musiken mit Instrumentisten und Gesangstimmen hinlänglich besetzen zu können. Dieser mein sel. Onkel aber war auch Hausfreund und Arzt im

Gräfl. Wallseggschen Hause in Stuppach, was wechselseitige Besuche zur Folge hatte; die älteste Tochter meines Onkels, Therese, sang die Sopran-Stimme in der Probe sowohl, als auch bei der Produktion selbst, in eben dieser Stadt Neustadt, auf dem Musikchore der allda befindlichen Kirche der Zisterziten-Abtei (gewöhnlich Neukloster genannt) wo Graf Wallsegg die feyerlichen Exequien für die abgeschiedene Gattin veranstaltete. Ein Zisterziten-Mönch, Priester dieser Abtei, Hausfreund in meines sel. Onkels Hause, ein sehr würdiger Mann, Violinspieler, war bei der Production dieses Requiems in seiner Abtei gewiß mitwirkende Person auf dem Musikchore und bei der Probe, ist noch, so viel ich weiß, am Leben, nennt sich P. Marian, ist aber jetzt schon ein Greis hoch an Jahren, und vielleicht aus der Ursache unvermögend, zur gänzlichen Entschleierung des fraglichen Gegenstandes mitzuwirken, ob schon er vielleicht noch der Einzige wäre, der hierüber ausführlicher Bescheid geben könnte, da er den Grafen gut kannte, in meines Onkels Haus als Freund öfters mit Ersterm zusammen kam, und als Mönch dieses Klosters immer in dieser Stadt wohnte. — Daß auch der Graf nur Bruchstücke dieses Requiems sollte erhalten haben, ist darum beinahe unmöglich, weil er, obschon damals leidenschaftlicher Musikliebhaber, bei weitem die Fähigkeit nicht gehabt hätte, auch nur einigermaßen Ergänzungen regelrecht machen zu können, ja selbst sein Instrument (Violoncello) nur sehr mittelmäßig spielte. Auch nicht nach Mozarts Tode, (er starb 1792) sondern schon 1791, in welchen Jahres-Anfang die Gräfin starb, ist diese Komposition, wenn ich nicht irre, im Spätherbste aufgeführt worden, und es ist nicht zu vermuthen, daß Mozart Concept-

Blätter, sondern eine Partitur abgeliefert habe, und der Graf, der nun einmal Mozart's Komposition für seine eigene Arbeit wollte gelten lassen, schloß sich nur darum in seine Bibliothek ein, um die Partitur eigenhändig abzuschreiben, mag aber auch aus eben der Ursache die Handschrift Mozarts vernichtet haben. Die Erwähnung E. H. aber einer neuerlichen Versicherung, es habe niemals eine ganze Partitur dieser Komposition existirt, scheint wohl daher zu kommen, weil man nach Mozarts Tode nur Blätter und keine Partitur gefunden, da die Partitur selbst dem verstorbenen Leutgeb übergeben wurde von dem Kompositeur, der kränkelnd, dem Tode nicht mehr ferne, aufgereizt, oder vielmehr gebeugt durch die geheimnißvolle Bestellung, wohl gar an eine Abschrift für sich selbst nicht dachte, oder auch durch diese mystische Bestellung und Ahnungen gequält, nicht einmal wollte, da nach seiner Aeußerung er es für sein Hinscheiden gearbeitet haben, oder für ein Anzeichen seines nahen Endes halten wollte; Leutgeb aber blieb bis diese Stunde noch eine geheimnißvolle, mystische Person; und Süßmayern, der nach Mozarts Tode die Bruchstücke ordnete, so wie den Herausgebern, die die Partitur der Welt vorlegten, kam das Mystische der Sache gut zu statten, das beide Theile wohl nicht aufklären konnten, aber auch eben so gewiß nach der Hand nicht wollten, wenn sie es auch späterhin gekonnt hätten, weil . . . . . . Ob aber die erwähnte Zisterziten-Abtei noch, oder bei der Aufführung dieses Requiems, auf Ansuchen bei dem Grafen, oder aus Eitelkeit von ihm selbst angetragen, da er es für seine Arbeit ausgab, eine Abschrift, in Stimmen oder in Partitur bekommen, ist mir nicht bekannt, und ich will durch diese Bemerkung E. H. nur hierüber auf-

merksam machen; ich weiß nur, daß der Graf ebenfalls bei Mozart eine Symphonie komponiren ließ, die er auch für eigene Arbeit ausgegeben, die aber erwähnter Regens Chori Trapp, bekannt mit Mozarts Arbeiten und Geiste, sogleich für ein Mozartisches Kunstprodukt erklärte, das, freilich nicht in Gegenwart des Grafen, bei meinem Onkel und vermuthlich auch in der Abtei, besprochen wurde. Sollte aber nicht hieraus mit Wahrscheinlichkeit zu schließen seyn, daß die Abtei sich bemühte, in ihr Kirchenmusik-Archiv eine Abschrift dieses Requiems zu erhalten, da Mozart mit Recht so viel galt, Wallsegg aber gar kein Vertrauen besaß, so etwas aus eigener Gabe gesponnen zu haben, ja über dessen Musik-Kunst, Kenntniß und Exekution die Männer vom Fache sich öfters nicht zu seinem Vortheil äußerten?"

Anekdote.

Ein Dilettant schrieb wörtlich an eine Musikalienhandlung: Ew. — ersuche ich, mir zehn bis zwölf neue Werke für das Fortepiano zu senden, die nicht zu schwer sind; ich bitte aber um wiener Musik, da ich ein ächtes wiener Instrument von Brodmann besitze.

Adelaide.

Die Nachtigall schlug in dem Gebüsch — der Wasserfall rauschte — Schmetterlinge und Seejungfern spielten am Bache — die Blumen und Gräser bewegten sich leise in den Hauchen der Frühlingsluft — die Felsen schimmerten im Sonnenstrahl und zeigten auf ihrem halbbemoosten Gestein tausend wundersame Bildungen — und die Hauche, und die Strahlen und die manchfaltigen Farben der umher blühenden Blumen waren wie eine Musik, die in scheinbar regelloser Unordnung tausend reizende Melodieen durcheinander wirft.

Da saß denn Ludwig ganz allein auf einer Rasenbank unter dem Schatten einer alten Eiche, deren seltsam geformte Gestalt ihm wie das Bild seiner neuesten Symphonie vorkam. Die Eiche ging aus C-moll, und umher war lauter Es- und As-dur.

Ludwig lehnte sich nachlässig an den Stamm der Eiche. Sein Hut lag ziemlich weit von ihm, fast halb in dem vorüberfließenden Bache. Er hatte ein Blatt Papier vor sich, auf dem Matthissons Gedicht stand. Je öfter er es las, desto farbiger blühten die Blumen, ja sie tönten sogar, und besonders die Maiblumen läuteten ordentlich mit ihren Glöckchen, als wollten sie ihn

in lauter Seligkeit und Himmel einwiegen. Er sah schwärmerisch in das unermeßliche Blau hinaus. Der Wasserfall musicirte; die fernen Berge sandten Echo's von süßen Melodieen herüber, das Laub der Eiche und die Blätter der umstehenden Gebüsche regten sich immer lebendiger, und selbst die Wolken über ihm waren mit ihrem goldnen Schimmer lauter Klang und überirdischer Ton — und Alles, was er um sich sah, wiederholte ihm nur einen süßen Namen — und der Name hieß: „Adelaide!"

Es war ein seliger Traum. Das aschgraue Leben nahm goldene Farben an; die todte, starre Zukunft sah ihn an wie ein rosenfarbenes, endloses Paradies; der kalte Leichnam der Hoffnung richtete sich aus dem Grabe empor, und flüsterte ihm zu: „Ich lebe wieder! Und bald trete ich als Erfüllung dir entgegen!"

Und da träumte ihm von einer A-dur- Pastoral- und B-dur- und F-dur-Symphonie und von einer Menge herrlichen Werken, die alle in reizenden Mädchengestalten wie überirdische Wesen vor ihm vorüberschwebten, von Strahlen der ewigen Schönheit umflossen.

Eh' er wußte, was er gethan, stand eine Melodie auf dem Notenblatt, welches er bei sich führte.

Er küßte das Blatt, und stammelte unter Thränen: „Adelaide! Adelaide! Ach, meine unendlich geliebte Adelaide!"

Den Tag darauf war eine zierliche Abschrift von dem Liede in Adelaidens Händen.

E. Ortlepp.

Naumann's Kindheit.

Nach einer Erzählung seiner Mutter.

Naumann (geb. 1741 gest. 1801), war der Sohn eines armen Bauersmanns, im Dorfe Blasewitz bei Dresden. Für seine frühsten Jahre wurde nichts gethan, als was für jeden Bauernknaben geschieht, oder vielmehr sich wie von selbst ergibt. Es ward auch nichts an ihm bemerkt, als was sich an jedem gutgearteten, dabei mehr stillen als heftigen Bauernknaben bemerken läßt. Jetzt war er im achten, oder neunten Jahre. An einem schönen Sommermorgen wollte der Vater, wie öfters, wegen kleiner Verrichtungen nach der Stadt. Der Schulmeister war eben krank geworden, und der Knabe unbeschäftigt. Der Vater, wollte ihm den angenehmen Spaziergang gönnen, und nahm ihn mit sich. Die Verrichtungen des Vaters waren zu Stande gebracht, bis auf eine: er hatte noch etwas von einer Dame, die den Sommer in Blasewitz zubrachte, an ihre Freundin in der Stadt, aber persönlich, zu übergeben und Antwort zurück zu bringen. Er ging in das Haus; man sagte ihm, die Herrschaft sey in der Kirche; er müsse nach Beendigung des Gottesdienstes, nach 12 Uhr, wiederkommen. Heute in der Kirche? fragte Vater Naumann. Ja, hieß es; wir haben einen Feiertag, den ihr nicht habt. (Die Familie war nämlich ka-

tholisch). Vater Naumann wußte nicht, womit die 1½ Stunden hinzubringen. Komm, sagte er zum Sohne; wir wollen auch in die Kirche gehen. Es ist nicht weit hin. (Das Haus lag in der Schloßgasse.) Ich will dir die hohen Herrschaften zeigen. Und sie gingen in die Kirche, und er zeigte ihm die hohen Herrschaften in ihren Capellen. Der Knabe starrte hin und stand in scheuer, trockener Ehrerbietung da. Jetzt war es 11 Uhr und die Predigt geendigt. Die Orgel griff ein; die Musik der Messe begann. Der Knabe war mit Eins wie verwandelt. Alles um ihn her war nicht mehr da, war vernichtet. Sein ganzes Wesen, aufs Höchste gespannt, lebte einzig in den Tönen, erfüllt von seliger Entzückung. Wie betäubt, wie verloren, schlich er nach Beendigung neben dem Vater her. Erst im Freien auf dem Heimwege thauete er allmählig auf. Der Vater fragte! Hast du denn das gesehen — und das? — Er führte die Haupthandlungen des Altardienstes, die Pracht der Gewänder und dergleichen an: der Knabe wußte von nichts. Vor Augen hatte er Alles gehabt, aber gesehen gar nichts; und auch die ihm während der Predigt gezeigten fürstlichen Personen hatte er gänzlich vergessen. Hingegen von der Musik fing er an mit Leidenschaft zu sprechen. Der Vater tadelte ihn um jenes; er nahm's ruhig hin und sprach weiter von der Musik. Zu Hause konnte er nicht aufhören, sich auszuschütten vor der Mutter, vor Jedem, der ihn anhören wollte: aber immer nur von der Musik. Man ließ es ihm hingehen; des andern Tages war es vergessen; nur aber nicht von ihm. Jemand hatte geäußert: es sey das gar nichts Außerordentliches gewesen, sondern alle Sonn- und Festtage so.

Den nächsten Sonnabend fing er an, flehendlich zu bitten, daß er morgen wieder nach Dresden dürfte. Der Vater wollte nicht; aber die Mutter nahm sich des Bittenden an, und überredete den Mann. Der Knabe, sonst zaghaft, ging muthig allein; er kam so entzückt und selig zurück, als das erstemal. So wollte er's nun alle Sonntage. Das ward nicht zugestanden, doch aber zuweilen; und immer kam er eben so zurück. Da die Eltern des Sonntags schon in der Stunde zu Mittag aßen, wo in Dresden die Musik erst anfing, so steckte er früh ein Stück Brod in die Tasche und entbehrte freudig die Mahlzeit. In der Kirche war es ihm nicht im Geringsten, wie sonst den Fremden, besonders seines Standes, um das Sehen zu thun. Im Gegentheil, er vermied das Sehen. Er schlich in ein Winkelchen einer verdeckenden Seitencapelle. Da setzte er sich nieder; alles Andere war für ihn nicht verhanden. Seine ganze Seele, überglücklich, sog sich voll von den Tönen; dann eilte er fröhlich den lieben Eltern wieder zu. Und so ging es den Sommer, den harten Winter, und wieder den Sommer hindurch. Da endlich erbarmte der Vater sich über ihn, und verschaffte ihm einigen Musik-Unterricht vom Schulmeister im benachbarten Loschwitz. Der Knabe lernte Clavier spielen, und brachte es nach und nach so weit, den Schulmeister im Choralspiele abzulösen. Weiter konnte ihn dieser nichts lehren, so sehr sich der Knabe weiter zu kommen sehnte, um wohl gar dereinst es selbst bis zum Schulmeister zu beingen. Sein Sehnen und Hoffen half ihm nichts; er sollte ein Schlosser werden, ward auch wirklich in Dresden in die Lehre genommen. Die gemeine Beschäftigung und Lebensweise ertrug er nicht; in Verzweiflung lief er davon. Nun mußte er

das Vieh hüten. Darin fand er sich gern: es ließ seinen Geist frei, und des Abends konnte er Clavier spielen. Endlich verstieg man sich bis zur Theilnahme an seinen Hoffnungen auf eine Schulmeisterei; und nun ward Rath geschafft für bessern Unterricht im Wissenschaftlichen und in Musik. Zu diesem mußte er aber wieder, und täglich, in die Stadt laufen mit dem Butterbrode statt der Mahlzeit. Das störte ihn nicht im Geringsten; er war und blieb dabei glücklich und selbst ohne den Wunsch, daß er's bequemer haben möchte. Die wissenschaftlichen Stunden fielen ihm schwer: die musikalische, die darauf folgte, erquickte ihn wieder. —

Anekdote.

Beim ersten großen Musikfeste in Halle (gefeiert den 10. 11. 12. und 13. September 1829), dirigirte bekanntlich der Generalmusikdirector Dr. Spontini, Ritter mehrerer hoher Orden. In den Proben hatte er nur einen Orden angemacht; als er aber den ersten Festtag, mit seinen glänzenden Orden und Ordensbändern geschmückt, den Directionsstuhl betrat, und viele über die Pracht dieser Orden erstaunten, fragte (wenn ich nicht irre) der Concertmeister M. . . .: „Was hat denn Mozart für Orden gehabt?" Da antwortete der Musikdirektor R. . .: „Mozart braucht keine Orden!"

Johannes Kreislers Lehrbrief.

Da Du, mein lieber Johannes, mir nun wirklich aus der Lehre laufen, und auf Deine eigene Weise in der weiten Welt herumhandthieren willst, so ist es billig, daß ich, als Dein Meister, Dir einen Lehrbrief in den Sack schiebe, den Du sämmtlichen musikalischen Gilden und Innungen als Passeport vorzeigen kannst. Das könnte ich nun ohne alle weitere Umschweife thun, indem ich Dich aber im Spiegel anschaue, fällt es mir recht wehmüthig ins Herz. Ich möchte Dir noch ein Mal Alles sagen, was wir zusammen gedacht und empfunden, wenn so in den Lehrjahren gewisse Momente eintraten. Du weißt schon, was ich meine. Da wir Beide aber das eigen haben, daß, wenn der Eine spricht, der Andere das Maul nicht halten kann, so ist es wohl besser, ich schreibe wenigstens Einiges davon auf, gleichsam als Ouverture, und Du kannst es denn manchmal lesen zu Deinem Nutz und Frommen. — Ach, lieber Johannes! wer kennt Dich besser, als ich! Wer hat so in Dein Inneres, ja aus Deinem Innern selbst herausgeblickt, als ich? — Dafür glaube ich auch, daß Du mich vollkommen kennst, und daß eben aus diesem Grunde unser Verhältniß immer leidlich war, wiewohl wir die verschiedensten Meinungen über uns wechselten, da wir uns manchmal außerordentlich weise, ja genial, dann aber wieder hinlänglich albern und tölpelhaft, ja auch was Weniges dämisch dünkten. Sieh, theurer Skolar! indem

ich in vorstehenden Perioden das Wörtlein „Uns" gebraucht, kommt es mir vor, als hätte ich, in vornehmer Bescheidenheit den Plural brauchend, doch nur von mir allein im Singular gesprochen, ja, als ob wir Beide am Ende auch nur Einer wären. Reißen wir uns von dieser tollen Einbildung los! Also noch einmal, lieber Johannes! — wer kennt Dich besser, als ich, und wer vermag daher mit besserm Fug und Recht behaupten, daß Du jetzt diejenige Meisterschaft erlangt hast, welche nöthig ist, um ein schickliches gehöriges Lernen zu beginnen?

Was dazu hauptsächlich nothwendig scheint, ist Dir wirklich eigen worden. Du hast nämlich Dein Hörorgan so geschärft, daß Du bisweilen die Stimme des in Deinem Innern versteckten Poeten (um mit Schubert zu reden*) vernimmst, und wirklich nicht glaubst, Du seyst es nur, der gesprochen, sonst Niemand. — In einer lauen Juliusnacht saß ich einsam auf der Moosbank in jener Jasminlaube, die Du kennst; da trat der stille freundliche Jüngling, den wir Chrysostomus nennen, zu mir, und erzählte aus seiner frühen Jugendzeit wunderbare Dinge. „Der kleine Garten meines Vaters," so sprach er, „stieß an einen Wald voll Ton und Gesang. Jahr aus Jahr ein nistete dort eine Nachtigall auf dem alten herrlichen Baum, an dessen Fuß ein großer, mit allerlei wunderbaren Moosen und röthlichen Adern durchwachsener Stein lag. Es klang wohl recht fabelhaft, was mein Vater von diesem Stein erzählte. Vor vielen, vielen Jahren, hieß es, kam ein unbekannter stattlicher Mann auf des Junkers Burg, seltsamlich gebildet und

*) Schubert's Symbolik des Traumes.

gekleidet. Jedem kam der Fremde sehr wunderlich vor; man konnte ihn nicht lange ohne inneres Grauen anblicken, und dann doch nicht wieder das festgebannte Auge von ihm abwenden. Der Junker gewann ihn in kurzer Zeit sehr lieb, wiewohl er oft gestand, daß ihm in seiner Gegenwart sonderbar zu Muthe würde und eiskalte Schauer ihn anwehten, wenn der Fremde beim vollen Becher von den vielen fernen unbekannten Ländern und sonderbaren Menschen und Thieren erzähle, die ihm auf seinen weiten Wanderungen bekannt worden, und dann seine Sprache in ein wunderbares Tönen verhalle, in dem er ohne Worte unbekannte, geheimnißvolle Dinge verständlich ausspreche. — Keiner konnte sich von dem Fremden losreißen, ja nicht oft genug seine Erzählungen hören, die auf unbegreifliche Weise dunkles, gestaltloses Ahnen in lichter, erkenntnißfähiger Form vor des Geistes Auge brachten. Sang nun der Fremde vollends zu seiner Laute in unbekannter Sprache allerlei wunderbar tönende Lieder, so wurden Alle, die ihn hörten, wie von überirdischer Macht ergriffen, und es hieß: das könne kein Mensch, das müsse ein Engel seyn, der die Töne aus dem himmlischen Concert der Cherubim und Seraphim auf die Erde gebracht. Das schöne blutjunge Burgfräulein umstrickte der Fremde ganz mit geheimnißvollen unauflöslichen Banden. Sie wurden, da er sie im Gesange und Lautenspiel unterrichtete, binnen kurzer Zeit ganz vertraut mit einander, und oft schlich der Fremde um Mitternacht zu dem alten Baum, wo das Fräulein seiner schon harrte. Dann hörte man aus weiter Ferne ihren Gesang und die verhallenden Töne der Laute des Fremden, aber so seltsam, so schauerlich klangen die Melodien, daß Niemand es wagte, näher

hinzugehen, oder gar die Liebenden zu verrathen. An einem Morgen war der Fremde plötzlich verschwunden, und vergebens suchte man das Fräulein im ganzen Schlosse. Von folternder Angst, von der Ahnung des Entsetzlichen ergriffen, schwang sich der Vater auf das Pferd und sprengte nach dem Walde, den Namen seines Kindes in trostlosem Jammer laut rufend. Als er zu dem Stein kam, wo der Fremde so oft mit dem Fräulein um Mitternacht saß und kos'te, sträubten sich die Mähnen des muthigen Pferdes, es schnaubte und pruhstete; wie festgezaubert von einem höllischen Geiste, war es nicht von der Stelle zu bringen. Der Junker glaubte, das Pferd scheue sich vor der wunderlichen Form des Steines, er stieg daher ab, um es vorüber zu führen, aber im Stärrkrampf des Entsetzens stockten seine Pulse, und er stand regungslos, als er die hellen Blutstropfen erblickte, die dem Stein häufig entquollen. Wie von einer höheren Macht getrieben, schoben die Jägersleute und Bauern, die dem Junker gefolgt waren, den Stein mit vieler Mühe zur Seite, und fanden darunter das arme Fräulein mit vielen Dolchstichen ermordet und verscharrt, die Laute des Fremden aber neben ihr zertrümmert. Seit der Zeit nistet alljährlich auf dem Baum eine Nachtigall und singt um Mitternacht in klagenden, das Innerste durchdringenden Weisen; aus dem Blute entstanden aber die wunderlichen Moose und Kräuter, die jetzt auf dem Steine in seltsamlichen Farben prangen. — Ich durfte, da ich noch ein gar junger Knabe war, ohne des Vaters Erlaubniß nicht in den Wald gehen, aber der Baum, und vorzüglich der Stein, zogen mich unwiderstehlich hin. So oft das Pförtchen in der Gartenmauer nicht verschlossen war, schlüpfte ich hinaus zu meinem lieben

Stein, an dessen Moosen und Kräutern, die die seltsamsten Figuren bildeten, ich mich nicht satt sehen konnte. Oft glaubte ich die Zeichen zu verstehen, und es war mir, als sähe ich allerlei abenteuerliche Geschichten, wie sie die Mutter mir erzählt hatte, darauf abgebildet, mit Erklärungen dazu. Dann mußte ich, den Stein beschauend, wieder ganz unwillkührlich an das schöne Lied denken, welches der Vater beinahe täglich sang, sich auf einem Clavizembal begleitend, und welches mich immer so innig rührte, daß ich, die liebsten Kinderspiele vergessend, mit hellen Thränen in den Augen nur zuhören mochte. Eben bei dem Anhören des Liedes kamen mir dann wieder meine lieben Moose in den Sinn, so, daß Beides mir bald nur Eins schien, und ich es in Gedanken kaum von einander zu trennen vermochte. Zu dieser Zeit entwickelte sich meine Neigung zur Musik mit jedem Tage stärker, und mein Vater, selbst ein guter Musikus, ließ es sich recht angelegen seyn, mich sorgfältig zu unterrichten. Er glaubte nicht allein einen wackern Spieler, sondern auch wohl einen Componisten aus mir zu bilden, weil ich so eifrig darüber her war, auf dem Clavier Melodien und Akkorde zu suchen, die bisweilen viel Ausdruck und Zusammenhang hatten. Aber oft hätte ich bitterlich weinen, ja in verzagter Trostlosigkeit nie mehr das Klavier anrühren mögen, denn immer wurde es, indem ich die Tasten berührte, etwas Anderes, als ich wollte. Unbekannte Gesänge, die ich nie gehört, durchströmten mein Inneres, und es war mir dann, nicht des Vaters Lied, sondern eben jene Gesänge, die mich wie Geisterstimmen umtönten, wären in den Moosen des Steins, wie in geheimen wundervollen Zeichen, aufbewahrt, und wenn man sie recht mit voller Liebe

anschaue, müßten die Lieder des Fräuleins in den leuchtenden Tönen ihrer anmuthigen Stimme hervorgehen. Wirklich geschah es auch, daß, den Stein betrachtend, ich oft in ein hinbrütendes Träumen gerieth und dann den herrlichen Gesang des Fräuleins vernahm, der meine Brust mit wunderbarem, wonnevollen Schmerz erfüllte. Aber so wie ich selbst das nachsingen oder auf dem Klavier nachspielen wollte, ging alles so deutlich Gehörte unter in ein dunkles verworrenes Ahnen. Im kindischen abenteuerlichen Beginnen verschloß ich oft das Instrument und horchte, ob nun nicht deutlicher und herrlicher die Gesänge heraushallen würden, denn ich wußte ja wohl, daß darin wie verzaubert die Töne wohnen müßten. Ich wurde ganz trostlos, und wenn ich nun vollends die Lieder und Uebungsstücke meines Vaters spielen sollte, die mir widrig und unausstehlich geworden, wollte ich vergehen vor Ungeduld. So kam es denn, daß ich alles technische Studium der Musik vernachlässigte, und mein Vater, an meiner Fähigkeit verzweifelnd, den Unterricht ganz aufgab. In späterer Zeit, auf dem Lyceum in der Stadt, erwachte meine Lust zur Musik auf andere Weise. Die technische Fertigkeit mehrerer Schüler trieb mich an, ihnen gleich zu werden. Ich gab mir viele Mühe, aber je mehr ich des Mechanischen Herr wurde, desto weniger wollte es mir gelingen, jene Töne, die in wunderherrlichen Melodieen sonst in meinem Gemüthe erklangen, wieder zu erlauschen. Der Musikdirektor des Lyceums, ein alter Mann, und, wie man sagte, großer Contrapunctist, unterrichtete mich im Generalbaß und in der Composition. Der wollte sogar Anleitung geben, wie man Melodieen erfinden müsse, und ich that mir recht was darauf zu Gute, wenn ich

ein Thema ergrübelt hatte, das sich in alle contrapunktistische Wendungen fügte. So glaubte ich ein ganzer Musiker zu seyn, als ich nach einigen Jahren in mein Dorf zurückkehrte. Da stand noch in meiner Zelle das alte kleine Klavier, an dem ich so manche Nacht gesessen und Thränen des Unmuths vergossen. Auch den wunderbaren Stein sah ich wieder, aber sehr klug geworden, lachte ich über meinen kindischen Wahnwitz, aus den Moosen Melodien heraussehen zu wollen. Doch konnte ich es mir selbst nicht abläugnen, daß der einsame geheimnißvolle Ort unter dem Baum mich mit wundervollen Ahnungen umfing. Ja! — im Grase liegend, an den Stein gelehnt, hörte ich oft, wenn der Wind durch des Baumes Blätter rauschte, es wie holde herrliche Geisterstimmen ertönen, aber die Melodieen, welche sie sangen, hatten ja längst in meiner Brust geruht, und wurden nun wach und lebendig! — Wie schaal, wie abgeschmackt kam mir Alles vor, was ich gesetzt hatte, es schien mir gar keine Musik zu seyn, mein ganzes Streben, das ungereimte Wollen eines nichtigen Nichts. — Der Traum erschloß mir sein schimmerndes, herrliches Reich und ich wurde getröstet. Ich sah den Stein — seine rothen Adern gingen auf wie dunkle Nelken, deren Düfte sichtbarlich in hellen tönenden Strahlen emporfuhren. In den langen anschwellenden Tönen der Nachtigall verdichteten sich die Strahlen zur Gestalt eines wundervollen Weibes, aber die Gestalt war wieder himmlische, herrliche Musik!" — —

Die Geschichte unseres Chrysostomus hat, wie Du, lieber Johannes! einsiehst, in der That viel Belehrendes, weßhalb sie in dem Lehrbrief den würdigen Platz findet. Wie trat doch so sichtbarlich aus einer fremden fabelhaf-

ten Zeit die hohe Macht in sein Leben, die ihn erweckte! — Unser Reich ist nicht von dieser Welt, sagen die Musiker; denn wo finden wir in der Natur, so wie der Maler und der Plastiker, den Prototypus unserer Kunst? — Der Ton wohnt überall, die Töne, das heißt die Melodien, welche die höhere Sprache des Geisterreichs reden, ruhen nur in der Brust des Menschen. — Aber geht denn nicht, so wie der Geist des Tons, auch der Geist der Musik durch die ganze Natur? Der mechanisch affizirte tönende Körper spricht ins Leben geweckt sein Dasein aus, oder vielmehr sein innerer Organismus tritt im Bewußtseyn hervor. Wie, wenn eben so der Geist der Musik, angeregt von dem Geweihten in geheimen, nur diesem vernehmbaren Anklängen, sich melodisch und harmonisch ausspräche? Der Musiker, das heißt, der, in dessen Innerem die Musik sich zum deutlichen klaren Bewußtseyn entwickelt, ist überall von Melodie und Harmonie umflossen. Es ist kein leeres Bild, keine Allegorie, wenn der Musiker sagt, daß ihm Farben, Düfte, Strahlen, als Töne erscheinen, und er in ihrer Verschlingung ein wundervolles Concert erblickt. So wie, nach dem Ausspruch eines geistreichen Physikers, Hören ein Sehen von innen ist, so wird dem Musiker das Sehen ein Hören von innen, nämlich zum innersten Bewußtseyn der Musik, die mit seinem Geiste gleichmäßig vibrirend aus Allem ertönt, was sein Auge erfaßt. So würden die plötzlichen Anregungen des Musikers, das Entstehen der Melodien im Innern, das bewußtlose oder vielmehr das in Worten nicht darzulegende Erkennen und Auffassen der geheimen Musik der Natur als Princip des Lebens oder alles Wirkens in demselben seyn. Die hörbaren Laute der Natur, das Säuseln des

Windes, das Geräusch der Quellen u. a. m. sind dem Musiker erst einzelne ausgehaltene Akkorde, dann Melodieen mit harmonischer Begleitung. Mit der Erkenntniß steigt der innere Wille, und mag der Musiker sich dann nicht zu der ihn umgebenden Natur verhalten, wie der Magnetiseur zur Somnambule, indem sein lebhaftes Wollen die Frage ist, welche die Natur nie unbeantwortet läßt? — Je lebhafter, je durchdringender die Erkenntniß wird, desto höher steht der Musiker als Componist, und die Fähigkeit, jene Anregungen wie mit einer besonderen geistigen Kraft festzuhalten und festzubannen in Zeichen und Schrift, ist die Kunst des Componirens. Diese Macht ist das Erzeugniß der musikalischen künstlichen Ausbildung, die auf das ungezwungene geläufige Vorstellen der Zeichen (Noten) hinarbeitet. Bei der individualisirten Sprache waltet solch' innige Verbindung zwischen Ton und Wort, daß kein Gedanke in uns sich ohne seine Hieroglyphe — (den Buchstaben der Schrift) erzeugt, die Musik bleibt allgemeine Sprache der Natur, in wunderbaren, geheimnißvollen Anklängen spricht sie zu uns, vergeblich ringen wir darnach, diese in Zeichen festzubannen, und jenes künstliche Anreihen der Hieroglyphe erhält uns nur die Andeutung dessen, was wir erlauscht. — Mit diesen wenigen Sprüchen stelle ich Dich nunmehr, lieber Johannes, an die Pforten des Isistempels, damit Du fleißig forschen mögest, und Du wirst nun wohl recht lebhaft einsehen, worin ich Dich für fähig halte, wirklich einen musikalischen Cursus zu beginnen. Zeige diesen Lehrbrief Denen vor, die, ohne es vielleicht deutlich zu wissen, mit Dir an jenen Pforten stehen, und erläutere ebenfalls Denen, die mit der Geschichte vom bösen Fremden und dem Burg-

fräulein nichts Rechtes anzufangen wissen, die Sache dahin, daß das wunderliche Abenteuer, das so in das Leben des Chrysostomus einwirkte, ein treffendes Bild sey des irdischen Unterganges durch böses Wollen einer feindlichen Macht, dämonischer Mißbrauch der Musik aber dann Aufschwung zum Höheren, Verklärung in Ton und Gesang!

Und nun, Ihr guten Meister und Gesellen, die Ihr Euch an den Thoren der großen Werkstatt versammelt habt, nehmt den Johannes freundlich in Eure Mitte auf, und verargt es ihm nicht, daß, indem Ihr nur lauschen möget, er vielleicht dann und wann an das Thor mit leisen Schlägen zu pochen waget. Nehmt es auch nicht übel, daß, wenn Ihr sauber und nett Eure Hieroglyphen schreibet, er einige Krakelfüße mit einmischet; im Schönschreiben will er ja eben noch von Euch profitiren.

Gehab' Dich wohl, lieber Johannes Kreisler! — es ist mir so, als würde ich Dich nicht wieder sehen! — Setze mir, wenn Du mich gar nicht mehr finden solltest, nachdem Du um mich, so wie Hamlet um den seligen Yorik, gehörig lamentirt hast, ein friedliches: Hic jacet, und ein:



Dieses Kreuz dient zugleich zum großen Insiegel meines Lehrbriefes, und so unterschreibe ich mich denn — Ich wie Du

Johannes Kreisler,
cidevant Kapellmeister.

Anekdoten.

Als die Gattin des berühmten Tonkünstlers Benda gestorben war und die Leiche eben in den Sarg gelegt werden sollte, kam seine Tochter zu ihm und bat ihn um einige Groschen zu Band, womit an dem Leichengewand etwas gebunden werden sollte.

„Ach, liebes Kind," antwortete er: „du weißt, daß ich mich um Wirthschaftssachen nicht bekümmere; sag es der Mutter."

Nach dem Tode seiner Gattin bezog er eine kleinere Wohnung. Schon hatte er darin einige Tage gewohnt, als er einst des Abends in eine Gesellschaft ging, wozu er eingeladen worden war.

Beim Nachhausegehen hing er seinen Grillen nach, und nahm den Weg nach seiner ehemaligen Wohnung. Er fand sein voriges Schlafgemach offen, kleidete sich aus, und legte sich in eins der darin stehenden Betten, ohne seinen Irrthum zu merken. Als er schon im tiefsten Schlafe lag, kam der rechte Bewohner des Zimmers nach Hause und erschrack nicht wenig, einen Fremden in seinem Bette zu finden. Er weckte den Unbekannten, der anfänglich sehr unzufrieden war, und sich nur nach vieler angewandten Mühe überzeugen ließ, daß er in einem fremden Bette läge.

J. J. Frohberger.

Johann Jakob Frohberger, war der Sohn eines Cantors zu Halle, und wurde daselbst geboren im Jahre 1637. Den durchreisenden Schwedischen Gesandten entzückte des fünfzehnjährigen Knaben glockenreiner Sopran in so hohem Grade, daß er ihn mit sich nach Wien nahm und dort dem Kaiser Ferdinand III. vorstellte. Auch dieser schenkte ihm seine fürstliche Huld, ließ ihn nach Italien, der Wiege der Tonkunst reisen, um unter Frescobaldi in Rom zu studiren, und ernannte den 1655 als vollendeter Meister Wiederkehrenden zum Kaiserl. Hoforganisten. F. gehört unter die ersten Clavier-Componisten, für welches Instrument vor ihm noch kein Anderer geschrieben hatte, und das er auch, gleich der Orgel, für die damaligen Zeiten wenigstens, ungemein kunstreich zu behandeln verstand. Bei einem Besuche in Dresden producirte er sich vor dem Churfürsten Johann Georg II., überreichte demselben die vorgetragenen Toccaten, Suiten, Capricen und Ricercaten, 18 an der Zahl, in eigener Handschrift, und ward dafür mit einer „güldenen Ehrenkette" beschenkt. Aus seinem vielbewegten Leben darf eine merkwürdige, fast romantisch-abentheuerliche, doch historisch beglaubigte Episode nicht in Vergessenheit gerathen. Als er, gespornt von einer unbezwinglichen

Wandersucht, 1662 auch England mit seiner Virtuosität in Verwunderung setzen wollte, gerieth er noch auf Frankreichs Continente unter Räuberhände, die ihm außer dem Leben nur wenige dürftige Lumpen ließen, in welche nothgedrungen eingehüllt, und kaum die Blöße deckend, der Aermste kümmerlich des Schiffs Bord erreichte. Dennoch war seines Unglücks Maaß noch nicht gefüllt, und unter Rosen lauerte die Schlange. Ein sanfter Zephyr blähte die Segel; Phöbus spiegelte sich in der glattgeebneten Wasserfläche; des wolkenlosen Himmels reinstes Azurblau lächelte mild auf die sich kräuselnden Wogen herab; fröhlich stimmten die Schiffer ihre alten, volksthümlichen Weisen an, die unser, mit leichtem Sinne überreich begabter Künstler, uneingedenk der Vergangenheit und Zukunft, munter auf der geretteten Laute begleitete, — da schreckte, nahe schon der gastlichen Küste, furchtbarer Kanonendonner die Sorglosen empor; die erste volle Ladung des Tuneser-Kapers zerschmetterte den Hauptmast, bohrte das schwache Fahrzeug in den Grund, die Korsaren enterten, und vergebens war aller Widerstand. Wer nichts zu verlieren hat, darf Alles wagen. Von Jugend auf ein geübter Schwimmer, zieht F. der gewissen Sklaverei den ungewissen Tod vor, stürzt sich ohne langes Bedenken kopfüber vom Verdeck hinunter in des Meeres offene Arme, und erreicht, glücklich zwar, doch fast splitternackt, Albions Felsenufer. Dort erbarmt sich seiner ein mitleidiger Matrose, und wirft ihm einen abgetragenen Kittel zu, der in diesem Augenblicke den Werth eines Purpurmantels überwiegt. Unglücklich zwar, wie es nur ein Mensch immer seyn kann, doch gläubig vertrauend auf Den, der in den Höhen waltet und des Weltalls Zügel lenkt, bettelte sich F. bin zur Königsstadt.

„Kann ich doch" — tröstete er sich selbst — „wenn's Noth thut, das Schlimmste ergreifen, denn stark sind meine Arme, und ungebeugt bleibt mein Muth!" — Ein schirmendes Obdach suchend, durchirrt der Fremdling, um den sich keine Seele kümmert, das labyrinthische London. Da dringen aus der ehrwürdigen Westminster-Abtei feierliche Orgeltöne an sein Ohr, und gestalten sich zu ätherisch lispelnden Engelstimmen, und träufeln erquickenden Balsam in's leidengepreßte Herz. Ein mächtiger Drang zieht ihn hin zu den Stufen des Heiligthums, — erfaßt von wunderbarem Schauer wirft er sich auf das Angesicht, und befiehlt dem Herrn seine Wege, und erhebt inbrünstig die Seele zum allmächtigen Vater aller Bedrängten, und betet immer noch, als lange schon Sang und Klang verstummt waren, und er allein sich gewahrte in des Riesen-Domes Marmorhallen. — „Guter Freund, es ist Zeit, zu gehen!" herrschte hinter seinem Rücken barsch und rauh ein grämlicher Alter, und er folgte verschüchtert der fast drohend lautenden Weisung. „Ihr seyd wohl ein Unglücklicher?" ließ sich sein Begleiter neuerdings am Ausgange vernehmen, indem er die Tempelpforten schloß. „Möchtet es wohl errathen haben", lautete die Antwort; „das Glück erkohr mich wahrlich nicht zu seinem Aushängeschilde; Land- und Seeräuber haben mich so herabgebracht; ich weiß nicht, womit ich heute meinen Hunger stillen, und wo ich Nachts das milde Haupt hinlegen soll — da habt Ihr die ganze Geschichte!" „Ja, wer's glauben mag", brummte der argwöhnische Zweifler für sich murmelnd in den Bart; „indessen — hört! ich will Euch einen Vorschlag thun. Ihr seht in mir den Organisten dieser Kirche; aber — versteht mich wohl! — ich bin zugleich auch

Orgelspieler bei Hofe; wollt Ihr nun bei mir das Bälgetreter-Amt übernehmen, so seyd Ihr für Eure Bedürfnisse gedeckt, habt Wohnung nebst freiem Tisch, und auch für ein ordentliches Wams soll gesorgt werden." Topp, bin's zufrieden!" jubelte F. seelenvergnügt, schlug herzhaft ein in die dargebotene Rechte, und die Sache war abgethan. Ungekannt und namenlos verlebte nunmehr der unglückliche Künstler seine Tage, und erfüllte emsig treu seine Pflichten, sowohl beim Gottes- als beim Tafeldienst; denn damals, war es Sitte, daß bei Festgelagen großer Fürsten und Herren auch die Orgel ihr Scherflein zur Gemüthserheiterung beitrug. Oft ergriff es ihn mit Allgewalt, und gerne wäre er hingestürmt, dem Drange seiner Seele Raum zu bahnen, und selbst ausströmen zu lassen die so lange verhaltenen Empfindungen im unermeßlichen Tonreiche; aber fest in den Banden der Niedrigkeit hielt ihn das herbe Geschick, und mehr noch verbitterte sein trauriges Loos des Gebieters schnöder Stolz, und mit Ignoranz gepaarter Eigendünkel. Einst, als König Carl II. seine Vermählung mit Catharina von Portugal feierte, folgte F. demüthig dem strengen Herrn in den Kronpallast zu Whitehall, um dort sein niederes Geschäft zu verwalten. Gold strahlte nieder von den Wänden, und ein Demantmeer schien ausgegossen in dem Prunksaale, woselbst das Königliche Brautpaar offene Tafel hielt. Leise ertönten anfangs der Orgel Feierklänge; bald aber schwollen sie, gleich dem reißenden Strome, der brausend seine Ufer überfluthet, zu mächtigen Lauten, als auf einmal, wie durch einen Zauberwink, eine Todesstille eintrat, und die eben begonnene majestätische Choralmelodie plötzlich abbrach. Verwundert richteten Aller Blicke sich auf den

bestürzten Meister, welchen sein Famulus im Stiche gelassen, und anstaunend die nie gesehene Feenpracht, des knechtischen Bälgetretens rein vergessen hatte. Wild ergrimmt darüber stieß ihn jener mit Füßen von sich, und gab, ohne Rücksicht auf die hohen Anwesenden, dem lässigen Diener derbe Faustschläge in's Angesicht. Diesem entrollte eine heißglühende Thräne die Wange herab; doch schwieg er, und duldete. Als aber bald nachher mit den übrigen Capellisten auch sein Tyrann in's Seitengemach sich zurückgezogen hatte, da entbrannte in der Seele des entwürdigten Künstlers gerechter Zorn ob der erlittenen Mißhandlung; zu Ende war sein Langmuth, und besinnungslos fast griff er in die Tasten, mächtige, scharf dissonirende Accorde, die nach den mannigfaltigsten Wendungen in reine Harmonien sich auflösten, zur unbeschreiblichen Ueberraschung der versammelten Gäste, worunter sich glücklicher Weise auch eine Hofdame befand, die ehemals in Wien Fs. Schülerin gewesen, nunmehr den Meister an der eigenthümlichen Spielweise wieder erkannte und sich beeilte, dem Könige die gemachte Entdeckung mitzutheilen. Dieser winkte, F. ließ sich auf die Knie nieder und bekannte Alles, zur nicht geringen Beschämung seines rohen Peinigers. Carl war tief gerührt, hieß ihn freundlich sich erheben, und umschlang ihm das eigene Halsgeschmeide mit den Worten: „Solch' einem Künstler gebührt für so viele unter unverschuldeten Leiden durchlebte Tage solch' heiterer Lohn." — Von nun an genoß F. die ehrenvollsten Auszeichnungen, und kostbare Geschenke entschädigten ihn reichlich für den erlittenen Verlust. Allein es gehörte nun einmal zu seinen Eigenheiten, daß er weit leichter Noth, Kummer, Entbehrungen und Drangsale ertragen konnte als den

glänzenden Wohlstand. Sehnsucht nach dem Vaterlande trieb ihn wieder fort aus dem freigebigen Inselreiche, und beladen mit Schätzen pilgerte er zurück zum heimathlichen Heerde. In Wien aber hatte sich inzwischen gar Manches geändert, und wahrlich nicht zu seinem Besten; des Monarchen Zuneigung war durch die mehrjährige Abwesenheit, welche Neider und Feinde nur gar zu gut benützten, gewaltig erkaltet; die Verleumdung und cabalirende Widersacher obsiegten, und der einstige Günstling durfte nicht einmal mehr dem Throne sich nahen. Tief gekränkt und im Innersten verletzt kam F. um die Entlassung ein, die auch schnell erfolgte, und dem in Ungnade Gefallenen niemals verweigert wird. Mit einem, in schmeichelhaften Floskeln abgefaßten, Abschiedsdekrete, als bittersüßes Andenken der Vergangenheit, in der Tasche zog F. zum letzten Male aus Vindobona's Mauern, und wandte sich nach Mainz. Dort hauste er ehelos, still und zurückgezogen, obschon gesegnet an Glücksgütern, dennoch mißvergnügt, zerfallen mit sich selbst und mit der ganzen Welt, bis ihn der Sensenmann abrief, in einem schon lästig werdenden Alter von einigen und 60 Jahren. — Frohberger's Künstlerruhm gründet sich auf ein für sein Zeitalter unerhört großartiges Orgelspiel; die Art, sämmtliche Register zu verbinden, das Pedal wirkungsvoll anzuwenden, und über ein Thema stundenlang mit einer unermüdlichen Ausdauer in den kunstreichsten Combinationen zu präludiren, — diese Vorzüge sollen in hohem Grade sein Eigenthum gewesen seyn. In jener Periode bestand noch nicht die Sitte, jeden Einfall flugs zu Papier zu bringen, und solchen, wie Heu und Spreu, in die liebe Gotteswelt hinausfliegen zu lassen. Dieß der Grund, warum so Wenig nur von diesem Meister be-

kannt geworden, wenn gleich kein Zweifel obwaltet, daß in verschiedenen Archiven denn doch vielleicht so manche schätzbare, wohl gar von Motten heimgesuchte, Reliquie aufzufinden seyn möchte.

Anekdote.

Maria Antoinette, Glucks Schülerin, lud den berühmten Violinspieler Viotti (geb. 1753, starb 1824) nach Versailles ein, um ein Concert zu geben. Der Tag, an welchem er spielen soll, ist angesetzt. Der ganze Hof versammelt sich, das Concert fängt an. Bei den ersten Takten des Solo's ruht das tiefste Schweigen auf dem ganzen Saal, als plötzlich im Nebenzimmer eine kreischende Stimme ertönt: „Platz für Monsieur, den Graf von Artois!“ Unwille über die Störung und Ehrfurcht gegen den Störer verursachen eine allgemeine Bewegung. Während derselben nimmt Viotti seine Geige unter den Arm und verläßt den Saal, wo der ganze Hof versammelt war, zum großen Aergerniß der Zuhörer. Kurze Zeit nach dieser Begebenheit faßte er den Entschluß, nicht mehr öffentlich zu spielen.

Wie man sonst componirte.

Gluck mußte sich, sollte seine Einbildungskraft bereit seyn, ihn nach Tauris, Sparta oder in den Erebus zu führen, mitten auf eine Wiese setzen; dort in frischer Luft, den Sonnenstrahlen ausgesetzt saß er an seinem Piano, mit zwei Flaschen Champagner vor sich, und schrieb seine beiden Iphigenien, die Klage des Orpheus, und die verwegene Liebe des Paris.

Sarti dagegen bedurfte, um componiren zu können, eines großen, düstern, nur von einer Lampe schwach erhellten Zimmers; er fand musikalische Gedanken nur in der Stille der Nacht, und so entstanden Madonta, das Rondo: mia speranza, und die schönste Arie, die man von ihm kennt: la dolce campagna.

Salieri mußte, um seine Phantasie zu befruchten, ausgehen, die belebtesten Straßen der Stadt durchwandern, und dazu Bonbons essen, wobei er immer seine Schreibtafel und einen Bleistift in der Hand hielt, um, was ihm einfiel, auf der Stelle niederzuschreiben, und so die glücklichen Ideen, die ihm in den Kopf kamen, im Fluge zu haschen.

Paer schrieb, während er mit seinen Freunden schwatzte, mit seiner Frau stritt, und seinen Kindern Verweise gab, oder mit den Dienstboten zankte, Camilla, Sargines und Achilles.

Cimarosa mußte auch Lärm um sich haben, und arbeitete am liebsten in froher Gesellschaft. So entstanden seine Horatier und Curiatier, und die „geheime Heirath," die, trotz einiger unbedeutender Mängel, ausgezeichnete Werke sind.

Sacchini konnte keine Melodie finden, wenn er nicht bei seiner Geliebten war, und seine kleinen Katzen um ihn herum standen. Man sieht seiner schmeichelnden und leichten Musik etwas von dieser Umgebung an.

Paesiello mußte im Bette liegen, wenn er componiren wollte. Nina, der Barbier von Sevilla, la Molinara und viele andere Meisterwerke dieses unnachahmlichen Geistes entstanden auf solche Weise.

Zingarelli las, ehe er sich an's Piano setzte, um zu componiren, einige Seiten aus einem römischen Kirchenvater, oder einem lateinischen Dichter; dann konnte er aber auch in weniger als vier Stunden einen ganzen Akt von Pyrrhus oder Juliette und Romeo componiren.

Anfossi hatte einen Bruder, der sehr viel versprach, aber schon früh starb. In seinem Arbeitszimmer sah es aus wie bei einem Koch; allenthalben standen gebratene Hühner, dampfende Würste und Schinken.

Haydn saß still in seinem Sessel, wenn er seine großen Gedanken faßte, aber er mußte seinen Ring am Finger haben, den ihm Friedrich II. einst geschenkt hatte, sollten sich seine Gedanken klar und schön entfalten.

Ritter Gluck.

Eine Erinnerung aus dem Jahre 1809, von Hoffmann.

Der Spätherbst in Berlin hat gewöhnlich noch einige schöne Tage. Die Sonne tritt freundlich aus dem Gewölk hervor, und schnell verdampft die Nässe in der lauen Luft, welche durch die Straßen weht. Dann sieht man eine lange Reihe, buntgemischt — Elegants, Bürger mit der Hausfrau und den lieben Kleinen in Sonntagskleidern, Geistliche, Jüdinnen, Referendare, Freudenmädchen, Professoren, Putzmacherinnen, Tänzer, Offiziere u. s. w. durch die Linden, nach dem Thiergarten ziehen. Bald sind alle Plätze bei Klaus und Weber besetzt; der Mohrrüben-Kaffee dampft, die Elegants zünden ihre Zigaros an, man spricht, man streitet über Krieg und Frieden, über die Schuhe der Mad. Bethmann, ob sie neulich grau oder grün waren, über den geschlossenen Handelsstaat und böse Groschen u. s. w., bis Alles in eine Arie aus Fanchon zerfließt, womit eine verstimmte Harfe, ein paar nicht gestimmte Violinen, eine lungensüchtige Flöte und ein spasmatischer Fagott sich und die Zuhörer quälen. Dicht an dem Geländer, welches den Weberschen Bezirk von der Heerstraße trennt, stehen mehrere kleine runde Tische und Gartenstühle; hier athmet man freie Luft, beobachtet die Kommenden und Gehenden, ist entfernt von

dem kakophonischen Getöse jenes vermaledeiten Orchesters: da setze ich mich hin, dem leichten Spiel meiner Fantasie mich überlassend, die mir befreundete Gestalten zuführt, mit denen ich über Wissenschaft, über Kunst, über alles, was dem Menschen am theuersten seyn soll, spreche. Immer bunter und bunter wogt die Masse der Spaziergänger bei mir vorüber, aber nichts stört mich, nichts kann meine phantastische Gesellschaft verscheuchen. Nur das verwünschte Trio eines höchst niederträchtigen Walzers reißt mich aus der Traumwelt. Die kreischende Oberstimme der Violine und Flöte, und des Fagotts schnarrenden Grundbaß allein höre ich; sie gehen auf und ab fest aneinander haltend in Oktaven, die das Ohr zerschneiden, und unwillkürlich, wie jemand, den ein brennender Schmerz ergreift, ruf' ich aus:

Welche rasende Musik! die abscheulichen Oktaven! — Neben mir murmelt es:

Verwünschtes Schicksal! Schon wieder ein Oktavenjäger!

Ich sehe auf und werde nun erst gewahr, daß, von mir unbemerkt, an demselben Tische ein Mann Platz genommen hat, der seinen Blick starr auf mich richtet, und von dem nun mein Auge nicht wieder los kommen kann.

Nie sah ich einen Kopf, nie eine Gestalt, die so schnell einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hätten. Eine sanft gebogene Nase schloß sich an eine breite, offene Stirne, mit merklichen Erhöhungen über den buschigen, halbgrauen Augenbraunen, unter denen die Augen mit beinahe wildem, jugendlichem Feuer (der Mann mochte über fünfzig seyn) hervorblitzten. Das weich geformte Kinn stand in seltsamem Kontrast mit dem geschlossenen Munde, und ein skurriles Lächeln, hervorgebracht durch

das sonderbare Muskelspiel in den eingefallenen Wangen, schien sich aufzulehnen gegen den tiefen, melancholischen Ernst, der auf der Stirn ruhte. Nur wenige graue Löckchen lagen hinter den großen, vom Kopfe abstehenden Ohren. Ein sehr weiter, moderner Ueberrock hüllte die große hagere Gestalt ein. So wie mein Blick auf den Mann traf, schlug er die Augen nieder, und setzte das Geschäft fort, worin ihn mein Ausruf wahrscheinlich unterbrochen hatte. Er schüttete nämlich aus verschiedenen kleinen Düten mit sichtbarem Wohlgefallen Tabak in eine vor ihm stehende große Dose und feuchtete ihn mit rothem Wein aus einer Viertelsflasche an. Die Musik hatte aufgehört; ich fühle die Nothwendigkeit ihn anzureden.

Es ist gut, daß die Musik schweigt, sagte ich; das war ja nicht auszuhalten.

Der Alte warf mir einen flüchtigen Blick zu und schüttelte die letzte Düte aus.

Es wäre besser, daß man gar nicht spielte; nahm ich nochmals das Wort. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Ich bin gar keiner Meinung, sagte er. Sie sind Musiker und Kenner von Profession . . . .

Sie irren; beides bin ich nicht. Ich lernte ehemals Klavierspielen und Generalbaß, wie eine Sache, die zur guten Erziehung gehört, und da sagte man mir unter Anderm, nichts mache einen widrigern Effekt, als wenn der Baß mit der Oberstimme in Oktaven fortschreite. Ich nahm das damals auf Autorität an und habe es nachher immer bewährt gefunden.

Wirklich? fiel er mir ein, stand auf, und schritt langsam und bedächtig nach den Musikanten hin, indem er öfters, den Blick in die Höhe gerichtet, mit flacher Hand an die Stirn klopfte, wie jemand, der irgend eine

Erinnerung wecken will. Ich sah ihn mit den Musikanten sprechen, die er mit gebietender Würde behandelte. Er kehrte zurück, und kaum hatte er sich gesetzt, als man die Ouvertüre der Iphigenia in Aulis zu spielen begann.

Mit halbgeschlossenen Augen, die verschränkten Arme auf den Tisch gestützt, hörte er das Andante; den linken Fuß leise bewegend, bezeichnete er das Eintreten der Stimmen: jetzt erhob er den Kopf — schnell warf er den Blick umher — die linke Hand, mit auseinandergespreizten Fingern, ruhte auf dem Tische, als greife er einen Accord auf dem Flügel, die rechte Hand hob er in die Höhe; es war ein Kapellmeister, der dem Orchester das Eintreten des andern Tempo's angibt — die rechte Hand fällt und das Allegro beginnt! — Eine brennende Röthe fliegt über die blassen Wangen; die Augenbraunen fahren zusammen auf der gerunzelten Stirn, eine innere Wuth entflammt den wilden Blick mit einem Feuer, das mehr und mehr das Lächeln wegzehrt, das noch um den halbgeöffneten Mund schwebte. Nun lehnt er sich zurück, hinauf ziehen sich die Augenbraunen, das Muskelspiel auf den Wangen kehrt wieder, die Augen erglänzen, ein tiefer, innerer Schmerz löst sich auf in Wollust, die alle Fiebern ergreift und krampfhaft erschüttert — tief aus der Brust zieht er den Athem, Tropfen stehen auf der Stirn; er deutet das Eintreten des Tutti und andere Hauptstellen an; seine rechte Hand verläßt den Takt nicht, mit der linken holt er sein Tuch hervor und fährt damit über das Gesicht. — So belebte er das Skelett, welches jene paar Violinen von der Ouvertüre gaben, mit Fleisch und Farben. Ich hörte die sanfte, schmelzende Klage, womit die Flöte emporsteigt, wenn der Sturm der Violinen und Bässe ausgetobt hat und der Donner der Pauken

schweigt; ich hörte die leise anschlagenden Töne der Violoncelle, des Fagotts, die das Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllen; das Tutti kehrt wieder, wie ein Riese hehr und groß schreitet das Unisono fort, die dumpfe Klage erstirbt unter seinen zermalmenden Tritten. —

Die Ouvertüre war geendigt; der Mann ließ beide Arme herabsinken und saß mit geschlossenen Augen da, wie jemand, den eine übergroße Anstrengung entkräftet hat. Seine Flasche war leer: ich füllte sein Glas mit Burgunder, den ich unterdessen hatte geben lassen. Er seufzte tief auf, er schien aus einem Traume zu erwachen. Ich nöthigte ihn zum Trinken; er that es ohne Umstände, und indem er das volle Glas mit einem Zuge hinunterstürzte, rief er aus: Ich bin mit der Aufführung zufrieden! das Orchester hielt sich brav!

Und doch, nahm ich das Wort — doch wurden nur schwache Umrisse eines mit lebendigen Farben ausgeführten Meisterwerks gegeben.

Urtheile ich richtig? — Sie sind kein Berliner!

Ganz richtig; nur abwechselnd halte ich mich hier auf.

Der Burgunder ist gut: aber es wird kalt.

So lassen Sie uns ins Zimmer gehen und dort die Flasche leeren.

Ein guter Vorschlag. — Ich kenne Sie nicht; dafür kennen Sie mich aber auch nicht. Wir wollen uns unsere Namen nicht abfragen; Namen sind zuweilen lästig. Ich trinke Burgunder, er kostet mich nichts, wir befinden uns wohl bei einander, und damit gut.

Er sagte dieß alles mit gutmüthiger Herzlichkeit. Wir waren ins Zimmer getreten; als er sich setzte, schlug er den Ueberrock auseinander und ich bemerkte mit Verwunderung, daß er unter demselben eine gestickte Weste

mit langen Schößen, schwarz sammtne Beinkleider und einen ganz kleinen, silbernen Degen trug. Er knöpfte den Rock sorgfältig wieder zu.

Warum fragten Sie mich, ob ich ein Berliner sey? begann ich.

Weil ich in diesem Falle genöthigt gewesen wäre, Sie zu verlassen.

Das klingt räthselhaft.

Nicht im mindesten, sobald ich Ihnen sage, daß ich — nun, daß ich ein Componist bin.

Noch immer errathe ich Sie nicht.

So verzeihen Sie meinen Ausruf vorhin; denn ich sehe, Sie verstehen sich ganz und gar nicht auf Berlin und auf Berliner.

Er stand auf und ging einigemal heftig auf und ab; dann trat er ans Fenster und sang kaum vernehmlich den Chor der Priesterinnen aus der Iphigenia in Tauris, indem er dann und wann bei dem Eintreten der Tutti an die Fensterscheiben klopfte. Mit Verwundern bemerkte ich, daß er gewisse andere Wendungen der Melodien nahm, die durch Kraft und Neuheit frappirten. Ich ließ ihn gewähren. Er hatte geendigt und kehrte zurück zu seinem Sitz. Ganz ergriffen von des Mannes sonderbarem Benehmen und den phantastischen Aeußerungen eines seltenen musikalischen Talents, schwieg ich. Nach einer Weile fing er an:

Haben Sie nie komponirt?

Ja; ich habe mich in der Kunst versucht: nur fand ich Alles, was ich, wie mich dünkte, in Augenblicken der Begeisterung geschrieben hatte, nachher matt und langweilig; da ließ ichs denn bleiben.

Sie haben Unrecht gethan; denn schon, daß Sie

eigne Versuche verwarfen, ist kein übles Zeichen Ihres Talents. Man lernt Musik als Knabe, weil's Papa und Mama so haben wollen; nun wird darauf los geklimpert und gegeigt; aber unvermerkt wird der Sinn empfänglicher für Melodie. Vielleicht war das halb vergessene Thema eines Liedchens, welches man nun anders sang, der erste eigne Gedanke, und dieser Embryo, mühsam genährt von fremden Kräften, genas zum Riesen, der Alles um sich her aufzehrte und in sein Mark und Blut verwandelte! — Ha, wie ist es möglich, die tausenderlei Arten, wie man zum Komponiren kommt, auch nur anzudeuten! — Es ist eine breite Heerstraße, da tummeln sich Alle herum, und jauchzen und schreien: wir sind Geweihte! wir sind am Ziel! — Durch's elfenbeinerne Thor kommt man ins Reich der Träume; wenige sehen das Thor einmal, noch Wenigere gehen durch! — Abenteuerlich sieht es hier aus. Tolle Gestalten schweben hin und her, aber sie haben Charakter — eine mehr wie die andere. Sie lassen sich auf der Heerstraße nicht sehen; nur hinter dem elfenbeinernen Thor sind sie zu finden. Es ist schwer, aus diesem Reiche zu kommen; wie vor Alcinens Burg versperren die Ungeheuer den Weg — es wirbelt — es dreht sich — Viele verträumen den Traum im Reiche der Träume — sie zerfließen im Traum — sie werfen keinen Schatten mehr, sonst würden sie am Schatten gewahr werden den Strahl, der durch dies Reich fährt; aber nur Wenige, erweckt aus dem Traume, steigen empor und schreiten durch das Reich der Träume — sie kommen zur Wahrheit — der höchste Moment ist da: die Berührung mit dem Ewigen, Unaussprechlichen! — Schaut die Sonne an, sie ist der Dreiklang, aus dem die Akkorde, Sternen gleich, herabschie-

ßen und Euch mit Feuerfaden umspinnen. — Verpuppt im Feuer liegt Ihr da, bis sich Psyche emporschwingt in die Sonne. —

Bei den letzten Worten war er aufgesprungen, warf den Blick, warf die Hand in die Höhe. Dann setzte er sich wieder und leerte schnell das ihm eingeschenkte Glas. Es entstand eine Stille, die ich nicht unterbrechen mochte, um den außerordentlichen Mann nicht aus dem Geleise zu bringen. Endlich fuhr er beruhigter fort:

Als ich im Reich der Träume war, folterten mich tausend Schmerzen und Aengste! Nacht war's und mich schreckten die grinsenden Larven der Ungeheuer, welche auf mich einstürmten und mich bald in den Abgrund des Meeres versenkten, bald hoch in die Lüfte emporhoben. Da fuhren Lichtstrahlen durch die Nacht, und die Lichtstrahlen waren Töne, welche mich umfingen mit lieblicher Klarheit. — Ich erwachte von meinen Schmerzen und sah ein großes, helles Auge, das blickte in eine Orgel, und wie es blickte, gingen Töne hervor, und schimmerten und umschlangen sich in herrlichen Akkorden, wie ich sie nie gedacht hatte. Melodien strömten auf und nieder, und ich schwamm in diesem Strom und wollte untergehen: da blickte das Auge mich an und hielt mich empor über den brausenden Wellen. — Nacht wurde es wieder; da traten zwei Kolosse in glänzenden Harnischen auf mich zu: Grundton und Quinte! sie rissen mich empor, aber das Auge lächelte: Ich weiß, was deine Brust mit Sehnsucht erfüllt; der sanfte, weiche Jüngling, Terz, wird unter die Kolosse treten; du wirst seine süße Stimme hören, mich wieder sehen, und meine Melodien werden dein seyn. —

Er hielt inne.

Und Sie sahen das Auge wieder?

Ja, ich sah' es wieder! — Jahre lang seufzt' ich im Reich der Träume — da — ja da! — Ich saß in einem herrlichen Thal, und hörte zu, wie die Blumen mit einander sangen. Nur eine Sonnenblume schwieg und neigte traurig den geschlossenen Kelch zur Erde. Unsichtbare Bande zogen mich hin zu ihr — sie hob ihr Haupt — der Kelch schloß sich auf, und aus ihm strahlte mir das Auge entgegen. Nun zogen die Töne, wie Lichtstrahlen, aus meinem Haupte zu den Blumen, die begierig sie einsogen. Größer und größer wurden der Sonnenblume Blätter — Gluthen strömten aus ihnen hervor — sie umflossen mich — das Auge war verschwunden und ich im Kelche. —

Bei den letzten Worten sprang er auf und eilte mit raschen, jugendlichen Schritten zum Zimmer hinaus. Vergebens wartete ich auf seine Zurückkunft; ich beschloß daher nach der Stadt zu gehen.

Schon war ich in der Nähe des Brandenburger Thores, als ich in der Dunkelheit eine lange Figur hinschreiten sah und alsbald meinen Sonderling wiedererkannte. Ich redete ihn an:

Warum haben Sie mich so schnell verlassen?

Es wurde zu heiß, und der Euphon fing an zu klingen.

Ich verstehe Sie nicht!

Desto besser.

Desto schlimmer, denn ich möchte Sie gern ganz verstehen.

Hören Sie denn nichts?

Nein.

— Es ist vorüber! — Lassen Sie uns gehen. Ich

liebe sonst nicht eben die Gesellschaft; aber — Sie komponiren nicht — Sie sind kein Berliner. —

Ich kann nicht ergründen, was Sie so gegen die Berliner einnimmt? Hier, wo die Kunst geachtet und in hohem Maaße ausgeübt wird, sollt' ich meinen, müßte einem Manne von Ihrem künstlerischen Geiste wohl seyn!

Sie irren! — Zu meiner Qual bin ich verdammt, hier, wie ein abgeschiedener Geist, im öden Raume umher zu irren.

Im öden Raume, hier, in Berlin?

Ja, öde ist's um mich her, denn kein verwandter Geist tritt auf mich zu. Ich stehe allein.

Aber die Künstler! die Komponisten!

Weg damit! Sie kritteln und kritteln — verfeinern Alles bis zur feinsten Meßlichkeit; wühlen Alles durch, um nur einen armseligen Gedanken zu finden; über dem Schwatzen von Kunst, von Kunstsinn, und was weiß ich — können Sie nicht zum Schaffen kommen, und wird ihnen einmal so zu Muthe, als wenn sie ein paar Gedanken ans Tageslicht befördern müßten, so zeigt die furchtbare Kälte ihre weite Entfernung von der Sonne; es ist Lappländische Arbeit.

Ihr Urtheil scheint mir viel zu hart. Wenigstens müssen Sie die herrlichen Aufführungen im Theater befriedigen.

Ich hatte es über mich gewonnen, einmal wieder ins Theater zu gehen, um meines jungen Freundes Oper zu hören — wie heißt sie gleich? — Ha, die ganze Welt ist in dieser Oper! Durch das bunte Gewühl geputzter Menschen ziehen die Geister des Orkus — Alles hat hier Stimme und allmächtigen Klang — Teufel, ich meine ja Don Juan! — Aber nicht die Ouverture, welche

Prestissimo, ohne Sinn und Verstand abgesprudelt wurde, konnt' ich überstehen; und ich hatte mich bereitet dazu durch Fasten und Gebet, weil ich weiß, daß der Euphon von diesen Massen viel zu sehr bewegt wird und unrein anspricht! –

Wenn ich auch eingestehen muß, daß Mozarts Meisterwerke größtentheils auf eine kaum erklärliche Weise hier vernachlässigt werden, so erfreuen sich doch Glucks Werke gewiß einer würdigen Darstellung.

Meinen Sie? – Ich wollte einmal Iphigenia in Tauris hören. Als ich ins Theater trete, höre ich, daß man die Ouverture der Iphigenia in Aulis spielt. Hm, – denke ich, ein Irrthum; man gibt diese Iphigenia! Ich erstaune, als nun das Andante eintritt, womit die Iphigenia in Tauris anfängt, und der Sturm folgt. Zwanzig Jahre liegen dazwischen! Die ganze Wirkung, die ganze wohlberechnete Exposition des Trauerspiels geht verloren. Ein stilles Meer – ein Sturm – die Griechen werden ans Land geworfen, die Oper ist da! – Wie? hat der Komponist die Ouverture ins Gelag hineingeschrieben, daß man sie, wie ein Trompeterstückchen, abblasen kann wie und wo man will?

Ich gestehe den Mißgriff ein. Indessen, man thut doch Alles, um Glucks Werke zu heben.

Ei ja! sagte er kurz, und lächelte dann bitter und immer bittrer. Plötzlich fuhr er auf und nichts vermochte ihn aufzuhalten. Er war im Augenblicke wie verschwunden, und mehrere Tage hinter einander suchte ich ihn im Thiergarten vergebens. – –

Einige Monate waren vergangen, als ich an einem kalten regnigten Abende mich in einem entfernten Theile der Stadt verspätet hatte und nun nach meiner Wohnung in der Friedrichsstraße eilte. Ich mußte bei dem Theater vorbei; die rauschende Musik, Trompeten und Pauken, erinnerten mich, daß gerade Glucks Armida gegeben wurde, und ich war im Begriff hineinzugehen, als ein sonderbares Selbstgespräch, dicht an den Fenstern, wo man fast jeden Ton des Orchesters hört, meine Aufmerksamkeit erregte.

Jetzt kommt der König — sie spielen den Marsch — o paukt, paukt nur zu! — 's ist recht munter! ja ja, sie müssen ihn heute eilfmal machen — der Zug hat sonst nicht Zug genug. — Ha ha — maestoso — schleppt euch, Kinderchen! — Sieh, da bleibt ein Figurant mit der Schuhschleife hängen. — Richtig, zum zwölften Mal! und immer auf die Dominante hinausgeschlagen. O ihr ewigen Mächte, das endet nimmer! Jetzt macht er sein Compliment — Armida dankt ergebenst. — Noch einmal? — Richtig, es fehlen noch zwei Soldaten! Jetzt wird ins Recitativ hinein gepoltert. — Welcher böse Geist hat mich hier festgebannt?

Der Bann ist gelöst, rief ich. Kommen Sie!

Ich faßte meinen Sonderling aus dem Thiergarten — denn Niemand anders war der Selbstredner — rasch beim Arm und zog ihn mit mir fort. Er schien überrascht und folgte mir schweigend. Schon waren wir in der Friedrichsstraße, als er plötzlich still stand.

Ich kenne Sie, — sagte er. Sie waren im Thiergarten — wir sprachen viel — ich habe Wein getrunken — habe mich erhitzt — nachher klang der Euphon

zwei Tage hindurch — ich habe viel ausgestanden — es ist vorüber!

Ich freue mich, daß der Zufall Sie mir wieder zugeführt hat. Lassen Sie uns näher mit einander bekannt werden! Nicht weit von hier wohne ich; wie wär' es. .

Ich kann und darf zu Niemand gehen.

Nein, Sie entkommen mir nicht; ich gehe mit Ihnen.

So werden Sie noch ein paar hundert Schritte mit mir laufen müssen. Aber Sie wollten ja in's Theater?

Ich wollte Armida hören, aber nun —

Sie sollen jetzt Armida hören! kommen Sie! —

Schweigend gingen wir die Friedrichsstraße hinauf; rasch bog er in eine Querstraße ein, und kaum vermochte ich ihm zu folgen, so schnell lief er die Straße hinab, bis er endlich vor einem unansehnlichen Hause still stand. Ziemlich lange hatte er gepocht, als man endlich öffnete. Im Finstern tappend erreichten wir die Treppe und ein Zimmer im obern Stock, dessen Thüre mein Führer sorgfältig verschloß. Ich hörte noch eine Thüre öffnen; bald darauf trat er mit einem angezündeten Lichte hinein und der Anblick des sonderbar ausstaffirten Zimmers überraschte mich nicht wenig. Altmodisch reich verzierte Stühle, eine Wanduhr mit vergoldetem Gehäuse, und ein breiter, schwerfälliger Spiegel gaben dem Ganzen das düstere Ansehn verjährter Pracht. In der Mitte stand ein kleines Klavier, auf demselben ein großes Dintenfaß von Porzellan, und daneben lagen einige Bogen rastrirtes Papier. Ein schärferer Blick auf diese Vorrichtung zum Componiren überzeugte mich jedoch, daß seit langer Zeit nichts geschrieben seyn mußte; denn ganz vergelbt war das Papier und dickes Spinnengewebe überzog das Dintenfaß. Der Mann trat vor

einen Schrank in der Ecke des Zimmers, den ich noch nicht bemerkt hatte, und als er den Vorhang wegzog, wurde ich eine Reihe schön gebundener Bücher gewahr mit goldenen Aufschriften: Orfeo, Armida, Alceste, Iphigenia u. s. w., kurz, Gluck's Meisterwerke sah ich beisammen stehen.

Sie besitzen Gluck's sämmtliche Werke? rief ich.

Er antwortete nicht, aber zum krampfhaften Lächeln verzog sich der Mund, und das Muskelspiel in den eingefallenen Backen verzerrte im Augenblick das Gesicht zur schauerlichen Maske. Starr den düstern Blick auf mich gerichtet, ergriff er eins der Bücher — es war Armida — und schritt feierlich zum Klavier hin. Ich öffnete es schnell und stellte den zusammengelegten Pult auf; er schien das gern zu sehen. Er schlug das Buch auf, und — wer schildert mein Erstaunen! ich erblickte rastrirte Blätter, aber mit keiner Note beschrieben.

Er begann: Jetzt werde ich die Ouverture spielen! Wenden Sie die Blätter um, und zur rechten Zeit! — Ich versprach das, und nun spielte er herrlich und meisterhaft, mit vollgriffigen Accorden, das majestätische Tempo di Marcia, womit die Ouverture anhebt, fast ganz dem Original getreu: aber das Allegro war nur mit Glucks Hauptgedanken durchflochten. Er brachte so viele neue geniale Wendungen hinein, daß mein Erstaunen immer wuchs. Vorzüglich waren seine Modulationen frappant, ohne grell zu werden, und er wußte den einfachen Hauptgedanken so viele melodiöse Melismen anzureihen, daß jene immer in neuer, verjüngter Gestalt wiederzukehren schienen. Sein Gesicht glühte; bald zogen sich die Augenbraunen zusammen und ein lang verhaltener Zorn wollte gewaltsam losbrechen, bald schwamm

das Auge in Thränen tiefer Wehmuth. Zuweilen sang er, wenn beide Hände in künstlichen Melismen arbeiteten, das Thema mit einer angenehmen Tenorstimme; dann wußte er, auf ganz besondere Weise, mit der Stimme den dumpfen Ton der anschlagenden Pauke nachzuahmen. Ich wandte die Blätter fleißig um, indem ich seine Blicke verfolgte. Die Ouverture war geendet, und er fiel erschöpft mit geschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurück. Bald raffte er sich aber wieder auf, und indem er hastig mehrere leere Blätter des Buchs umschlug, sagte er mit dumpfer Stimme:

Alles dieses, mein Herr, habe ich geschrieben, als ich aus dem Reich der Träume kam. Aber ich verrieth Unheiligen das Heilige, und eine eiskalte Hand faßte in dies glühende Herz! Es brach nicht; da wurde ich verdammt, zu wandeln unter den Unheiligen, wie ein abgeschiedener Geist — gestaltlos, damit mich Niemand kenne, bis mich die Sonnenblume wieder emporhebt zu dem Ewigen. — Ha — jetzt lassen Sie uns Armidens Scene singen!

Nun sang er die Schlußscene der Armida mit einem Ausdruck, der mein Innerstes durchdrang. Auch hier wich er merklich von dem eigentlichen Originale ab; aber seine veränderte Musik war die Gluck'sche Scene gleichsam in höherer Potenz. Alles, was Haß, Liebe, Verzweiflung, Raserei, in den stärksten Zügen ausdrücken kann, faßte er gewaltig in Töne zusammen. Seine Stimme schien die eines Jünglings, denn von tiefer Dumpfheit schwoll sie empor zur durchdringenden Stärke. Alle meine Fibern zitterten — ich war außer mir. Als er geendet hatte, warf ich mich ihm in die Arme und rief mit gepreßter Stimme: Was ist das? wer sind Sie? —

Er stand auf und maß mich mit ernstem, durchdringendem Blick; doch als ich weiter fragen wollte, war er mit dem Lichte durch die Thüre entwichen und hatte mich im Finstern gelassen. Es hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert; ich verzweifelte, ihn wieder zu sehen, und suchte, durch den Stand des Klaviers orientirt, die Thüre zu öffnen, als er plötzlich in einem gestickten Gallakleide, reicher Weste, den Degen an der Seite, mit dem Lichte in der Hand, hereintrat.

Ich erstarrte; feierlich kam er auf mich zu, faßte mich sanft bei der Hand und sagte sonderbar lächelnd: Ich bin der Ritter Gluck!

Anekdote.

Ein pariser Opernsänger ging in die Bude eines Schuhputzers, um sich die Stiefeln reinigen zu lassen. Nachdem dieses geschehen, und er den Putzer bezahlen wollte, weigerte sich dieser, das dargebotene Geld anzunehmen, indem er sich, wie er sagte, nie von Collegen bezahlen lasse. „Wie?“ fragte der erstaunte Sänger, „Ihr haltet mich doch wohl nicht für Eures Gleichen?“ — „„Das wohl nicht,““ erwiederte Jener, „„aber Sie machen in der Oper die Prinzen und ich die Ungeheuer.““ —

I.

Das merkwürdige musikalische Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger.

Von Wackenroder.

In zwei Hauptstücken.

Erstes Hauptstück.

Ich habe mehrmals mein Auge rückwärts gewandt, und die Schätze der Kunstgeschichte vergangener Jahrhunderte zu meinem Vergnügen eingesammelt; aber jetzt treibt mich mein Gemüth, einmal bei den gegenwärtigen Zeiten zu verweilen, und mich an der Geschichte eines Künstlers zu versuchen, den ich seit seiner frühen Jugend kannte, und der mein innigster Freund war. Ach leider bist du bald von der Erde weggegangen, mein Joseph, und nicht so leicht werd' ich deinesgleichen wieder finden! Aber ich will mich daran laben, der Geschichte deines Geistes, von Anfang an, so wie du mir oftmals in schönen Stunden sehr ausführlich davon erzählt hast, und so wie ich selbst dich innerlich kennen gelernt habe, in meinen Gedanken nachzugehen, und denen, die Freude daran haben, deine Geschichte erzählen. —

Joseph Berglinger ward in einem kleinen Städtchen im südlichen Deutschlande geboren. Seine

Mutter mußte die Welt verlassen, indem sie ihn darein setzte; sein Vater, schon ein ziemlich bejahrter Mann, war Doktor der Arzneigelehrsamkeit, und in dürftigen Vermögensumständen. Das Glück hatte ihm den Rücken gewandt; und es kostete ihn sauren Schweiß, sich und sechs Kinder, (denn Joseph hatte fünf weibliche Geschwister,) durch das Leben zu bringen, zumal da ihm nun eine verständige Wirthschafterin mangelte.

Dieser Vater war ursprünglich ein weicher und sehr gutherziger Mann, der nichts lieber thun mochte, als helfen, rathen und Almosen geben, so viel er nur vermögend war, der nach einer guten That besser schlief, als gewöhnlich; der lange, mit herzlicher Rührung und Dank gegen Gott, von den guten Früchten seines Herzens zehren konnte, und seinen Geist am liebsten mit rührenden Empfindungen nährte. Man muß in der That allemal von tiefer Wehmuth und herzlicher Liebe ergriffen werden, wenn man die beneidenswerthe Einfachheit dieser Seelen betrachtet, welche in den gewöhnlichen Aeußerungen des guten Herzens einen so unerschöpflichen Abgrund von Herrlichkeit finden, daß dieß völlig ihr Himmel auf Erden ist, wodurch sie mit der ganzen Welt versöhnt, und immer in zufriedenem Wohlbehagen erhalten werden. Joseph hatte ganz diese Empfindung, wenn er seinen Vater betrachtete; — aber ihn hatte der Himmel nun einmal so eingerichtet, daß er immer nach etwas noch Höherem trachtete; es genügte ihm nicht die bloße Gesundheit der Seele, und daß sie ihre ordentlichen Geschäfte auf Erden, als arbeiten und Gutes thun, verrichtete; — er wollte, daß sie auch in üppigem Uebermuthe dahertanzen, und zum Himmel, als zu ihrem Ursprunge, hinaufjauchzen sollte.

Das Gemüth seines Vaters war aber auch noch aus anderen Dingen zusammengesetzt. Er war ein emsiger und gewissenhafter Arzt, der Zeit seines Lebens an nichts als an der Kenntniß der seltsamen Dinge, die im menschlichen Körper verborgen liegen, und an der weitläuftigen Wissenschaft aller jammervollen menschlichen Gebrechen und Krankheiten seine Lust gehabt hatte. Dieses eifrige Studium nun war ihm, wie es öfters zu geschehen pflegt, ein heimliches, nervenbetäubendes Gift geworden, das alle seine Adern durchdrang, und viele klingende Saiten des menschlichen Busens bei ihm zernagte. Dazu kam der Mißmuth über das Elend seiner Dürftigkeit, und endlich das Alter. Alles dieses zehrte an der ursprünglichen Güte seines Gemüthes; denn bei nicht starken Seelen geht Alles, womit der Mensch zu schaffen hat, in sein Blut über, und verwandelt sein Inneres, ohne daß er es selber weiß.

Die Kinder des alten Arztes wuchsen bei ihm auf wie Unkraut in einem verwilderten Garten. Josephs Schwestern waren theils kränklich, theils von schwachem Geiste, und führten ein kläglich einsames Leben in ihrer dunklen kleinen Stube.

In diese Familie konnte niemand weniger passen, als Joseph, der immer in schöner Einbildung und himmlischen Träumen lebte. Seine Seele glich einem zarten Bäumchen, dessen Saamenkorn ein Vogel in das Gemäuer oder Ruinen fallen ließ, wo es zwischen harten Steinen jungfräulich hervorschießet. Er war stets einsam und still für sich, und weidete sich nur an seinen inneren Phantasieen; darum hielt der Vater auch ihn ein wenig verkehrt und blödes Geistes. Seinen Vater und seine Geschwister liebte er aufrichtig; aber sein Inneres

schätzte er über Alles, und hielt es vor andern heimlich und verborgen. So hält man ein Schatzkästlein verborgen, zu welchem man den Schlüssel niemandem in die Hände giebt.

Seine Hauptfreude war von seinem frühsten Jahren an, die Musik gewesen. Er hörte zuweilen jemanden auf dem Claviere spielen, und spielte auch selber etwas. Nach und nach bildete er sich durch den oft wiederholten Genuß auf eine so eigene Weise aus, daß sein Inneres ganz und gar zu Musik ward, und sein Gemüth, von dieser Kunst gelockt, immer in den dämmernden Irrgängen poetischer Empfindung umherschweifte.

Eine vorzügliche Epoche in seinem Leben machte eine Reise nach der bischöflichen Residenz, wohin ein begüterter Anverwandter, der dort wohnte, und der den Knaben liebgewonnen hatte, ihn auf einige Wochen mitnahm. Hier lebte er nun recht im Himmel: sein Geist ward mit tausendfältiger schöner Musik ergötzt, und flatterte nicht anders, als ein Schmetterling in warmen Lüften umher.

Vornehmlich besuchte er die Kirchen, und hörte die heiligen Oratorien, Cantilenen und Chöre mit vollem Posaunen- und Trompetenschall unter den hohen Gewölben ertönen, wobei er oft, aus innerer Andacht, demüthig auf den Knieen lag. Ehe die Musik anbrach, war es ihm, wenn er so in dem gedrängten, leise murmelnden Gewimmel der Volksmenge stand, als wenn er das gewöhnliche und gemeine Leben der Menschen, als einen großen Jahrmarkt, unmelodisch durcheinander und um sich herum summen hörte: sein Kopf ward von leeren, irdischen Kleinigkeiten betäubt. Erwartungsvoll harrte er auf den ersten Ton der Instrumente; — und

indem er nun aus der dumpfen Stille, mächtig und langgezogen, gleich dem Wehen eines Windes vom Himmel hervorbrach, und die ganze Gewalt der Töne über seinem Haupte daherzog, — da war es ihm, als wenn auf einmal seiner Seele große Flügel ausgespannt, als wenn er von einer dürren Haide aufgehoben würde, der trübe Wolkenvorhang vor den sterblichen Augen verschwände, und er zum lichten Himmel emporschwebte. Dann hielt er sich mit seinem Körper still und unbeweglich, und heftete die Augen unverrückt auf den Boden. Die Gegenwart versank vor ihm; sein Inneres war von allen irdischen Kleinigkeiten, welche der wahre Staub auf dem Glanze der Seele sind, gereinigt; die Musik durchdrang seine Nerven mit leisen Schauern, und ließ, so wie sie wechselte, mannigfache Bilder vor ihm aufsteigen. So kam es ihm bei manchen frohen und herzerhebenden Gesängen zum Lobe Gottes ganz deutlich vor, als wenn er den König David im langen königlichen Mantel, die Krone auf dem Haupt, vor der Bundeslade lobsingend hertanzen sähe; er sah sein ganzes Entzücken und alle seine Bewegungen, und das Herz hüpfte ihm in der Brust. Tausend schlafende Empfindungen in seinem Busen wurden losgerissen, und bewegten sich wunderbar durcheinander. Ja bei manchen Stellen der Musik endlich schien ein besonderer Lichtstrahl in seine Seele zu fallen; es war ihm, als wenn er dabei auf einmal weit klüger würde, und mit helleren Augen und einer gewissen erhabenen und ruhigen Wehmuth, auf die ganze wimmelnde Welt herabsähe.

So viel ist gewiß, daß er sich, wenn die Musik geendigt war, und er aus der Kirche herausging, reiner

und edler geworden vorkam. Sein ganzes Wesen glühte noch von dem geistigen Weine, der ihn berauscht hatte, und er sah alle Vorübergehenden mit anderen Augen an. Wenn er dann etwa ein paar Leute auf dem Spaziergange zusammenstehn und lachen, oder sich Neuigkeiten erzählen sah, so machte das einen ganz eignen widrigen Eindruck auf ihn. Er dachte: du mußt Zeitlebens, ohne Aufhören in diesem schönen poetischen Taumel bleiben, und dein ganzes Leben muß eine Musik seyn.

Wenn er dann aber zu seinen Anverwandten zum Mittagsessen ging, und es sich in einer gewöhnlich-lustigen und scherzenden Gesellschaft hatte wohl schmecken lassen, — dann war er unzufrieden, daß er so bald wieder ins prosaische Leben hinabgezogen war, und sein Rausch sich wie eine glänzende Wolke verzogen hatte.

Diese bittere Mißhelligkeit zwischen seinem angebornen ätherischen Enthusiasmus, und dem irdischen Antheil an dem Leben eines jeden Menschen, der jeden täglich aus seinen Schwärmereien mit Gewalt herabziehet, quälte ihn sein ganzes Leben hindurch. —

Wenn Joseph in einem großen Concerte war, so setzte er sich, ohne auf die glänzende Versammlung der Zuhörer zu blicken, in einen Winkel, und hörte mit eben der Andacht zu, als wenn er in der Kirche wäre, — eben so still und unbeweglich, und mit so vor sich auf den Boden sehenden Augen. Der geringste Ton entschlüpfte ihm nicht, und er war von der angespannten Aufmerksamkeit am Ende ganz schlaff und ermüdet. Seine ewig bewegliche Seele war ganz ein Spiel der Töne; — es war, als wenn sie losgebunden vom Körper wäre und freier umherzitterte, oder auch, als wäre sein Körper mit zur Seele geworden, — so frei und leicht ward

sein ganzes Wesen von den schönen Harmonieen umschlungen, und die feinsten Falten und Biegungen der Töne drückten sich in seiner weichen Seele ab. — Bei fröhlichen und entzückenden vollstimmigen Symphonieen, die er vorzüglich liebte, kam es ihm gar oftmals vor, als säh' er ein munteres Chor von Jünglingen und Mädchen auf einer heitern Wiese tanzen, wie sie vor- und rückwärts hüpften, und wie einzelne Paare zuweilen in Pantomimen zu einander sprachen, und sich dann wieder unter den frohen Haufen mischten. Manche Stellen in der Musik waren ihm so klar und eindringlich, daß die Töne ihm Worte zu seyn schienen. Ein andermal wieder wirkten die Töne eine wunderbare Mischung von Fröhlichkeit und Traurigkeit in seinem Herzen, so daß Lächeln und Weinen ihm gleich nahe war; eine Empfindung, die uns auf unserm Wege durch das Leben so oft begegnet, und die keine Kunst geschickter ist, auszudrücken, als die Musik. Und mit welchem Entzücken und Erstaunen hörte er ein solches Tonstück an, das mit einer muntern und heitern Melodie, wie ein Bach, anhebt, aber sich nach und nach unvermerkt und wunderbar in immer trüberen Windungen fortschleppt, und endlich in heftig-lautes Schluchzen ausbricht, oder wie durch wilde Klippen mit ängstigendem Getöse daherrauscht. — Alle diese mannigfaltigen Empfindungen nun drängten in seiner Seele immer entsprechende sinnliche Bilder und neue Gedanken hervor: — eine wunderbare Gabe der Musik, — welche Kunst wohl überhaupt um so mächtiger auf uns wirkt, und alle Kräfte unsers Wesens um so allgemeiner in Aufruhr setzt, je dunkler und geheimnißvoller ihre Sprache ist. —

Die schönen Tage, die Joseph in der bischöflichen Residenz verlebt hatte, waren endlich vorüber, und er mußte wieder in seine Vaterstadt in das Haus seines Vaters zurückkehren. Wie traurig war der Rückweg! Wie kläglich und niedergedrückt fühlte er sich wieder in einer Familie, deren ganzes Leben und Weben sich nur um die kümmerliche Befriedigung der nothwendigsten physischen Bedürfnisse drehte, und bei einem Vater, der so wenig in seine Neigungen einstimmte! Dieser verachtete und verabscheute alle Künste als Dienerinnen ausgelassener Begierden und Leidenschaften, und Schmeichlerinnen der vornehmen Welt. Schon von jeher hatte er es mit Mißvergnügen gesehen, daß sein Joseph sich so sehr an die Musik gehängt hatte; und nun, da diese Liebe in dem Knaben immer höher wuchs, machte er einen anhaltenden und ernstlichen Versuch, ihn von dem verderblichen Hange zu einer Kunst, deren Ausübung nicht viel besser als Müßiggang sey, und bloß die Lüsternheit der Sinne befriedige, zur Medizin, als zu der wohlthätigsten, und für das Menschengeschlecht allgemeinnützlichsten Wissenschaft zu bekehren. Er gab sich viele Mühe, ihn selber in den Anfangsgründen zu unterweisen, und gab ihm Hülfsbücher in die Hände.

Dieß war eine recht quälende und peinliche Lage für den armen Joseph. Er preßte seinen Enthusiasmus heimlich in seine Brust zurück, um seinen Vater nicht zu kränken, und wollte sich zwingen, ob er nicht nebenher eine nützliche Wissenschaft erlernen könnte. Aber das war ein ewiger Kampf in seiner Seele. Er las in seinen Lehrbüchern eine Seite zehnmal, ohne zu fassen, was er las; — immer sang seine Seele innerlich ihre melo-

bischen Phantasieen fort. Der Vater war sehr bekümmert um ihn.

Seine heftige Liebe zur Musik nahm in der Stille immer mehr überhand. War in einigen Wochen kein Ton in sein Ohr gekommen, so ward er ordentlich am Gemüthe krank; er merkte, daß sein Gefühl zusammenschrumpfte, es entstand eine Leerheit in seinem Innern, und er hatte eine rechte Sehnsucht, sich wieder von den Tönen begeistern zu lassen. Dann konnten selbst gemeine Spieler an Fest- oder Kirchweihtagen mit ihren Blasinstrumenten ihm Gefühle einflößen, wovon sie selber keine Ahnung hatten. Und so oft in den benachbarten Städten eine schöne große Musik zu hören war, so lief er mit heißer Begierde, im heftigsten Schnee, Sturm und Regen hinaus.

Fast täglich rief er sich mit Wehmuth die herrliche Zeit in der bischöflichen Residenz in seinen Gedanken zurück, und stellte sich die köstlichen Sachen, die er dort gehört hatte, wieder vor die Seele. Oftmals sagte er sich die auswendig-behaltenen, so lieblichen und rührenden Worte des geistlichen Oratoriums vor, welches das erste gewesen war, das er gehört, und welches einen vorzüglich tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte:

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius:
Cujus animam gementem,
Contristatam et dolentem
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
  Mater unigeniti!
Quae moerebat et dolebat
Pia mater, cum videbat
  Nati poenas inclyti!

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem, si videret
  In tanto supplicio?
Quis non posset contristari,
Piam matrem contemplari,
  Dolentem cum filio?

Pro peccatis suae gentis,
Vidit Jesum in tormentis,
  Et flagellis subditum;
Vidit suum dulcem natum,
Morientem, desolatum,
  Dum emisit spiritum.

Eja mater, fons amoris,
Me sentire vim doloris
  Fac, ut tecum lugeam!
Fac, ut ardeat cor meum,
In amando Christum Deum,
  Ut sibi complaceam!

Sancta mater, istud agas,
Crucifixi fige plagas
  Cordi meo valide;
Tui nati vulnerati,
Tam dignati, pro me pati,
  Poenas mecum divide!

Fac, me vere tecum flere,
Crucifixo condolere,
Donec ego fixero!
Juxta crucem tecum stare,
Me libenter sociare
In planctu desidero.

Virgo virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac, me tecum plangere,
Fac, ut portem Christi mortem,
Passionis ejus sortem,
Et plagas recolere.

Fac, me plagis vulnerari,
Cruce hac inebriari,
Ob amorem filii!
Inflammatus et accensus,
Per te, virgo, sim defensus
In die judicii.

Fac, me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia.
Quando corpus morietur,
Fac, ut animae donetur
Paradisi gloria!

Ach aber! wenn ihm nun so eine entzückte Stunde, da er in ätherischen Träumen lebte, oder da er eben ganz berauscht von dem Genuß einer herrlichen Musik kam, dadurch unterbrochen wurde, daß seine Geschwister sich um ein neues Kleid zankten, oder daß sein Vater der ältesten nicht hinreichend Geld zur Wirthschaft geben

konnte, oder der Vater von einem recht elenden, jammervollen Kranken erzählte, oder daß eine alte, ganz krummgebückte Bettelfrau an die Thür kam, die sich in ihren Lumpen vor dem Winterfrost nicht schützen konnte; — ach! es gibt in der Welt keine so entsetzlich bittere, so herzdurchschneidende Empfindung, als von der Joseph alsdann zerrissen ward. Er dachte: „Lieber Gott! ist denn das die Welt, wie sie ist? und ist das denn Dein Wille, daß ich mich so unter das Gedränge des Haufens mischen, und an dem gemeinen Elend Antheil nehmen soll? Und doch sieht es so aus, und mein Vater predigt es immer, daß es die Pflicht und Bestimmung des Menschen sey, sich darunter zu mischen, und Rath und Almosen zu geben, und ekelhafte Wunden zu verbinden, und häßliche Krankheiten zu heilen! Und doch ruft mir wieder eine innere Stimme ganz laut zu: Nein! nein! du bist zu einem höheren, edleren Ziel geboren!" — Mit solchen Gedanken quälte er sich oft lange, und konnte keinen Ausweg finden; allein eh' er es sich versah, waren die widrigen Bilder, die ihn gewaltsam in den Schlamm dieser Erde herabzuziehen schienen, aus seiner Seele verwischt, und sein Geist schwärmte wieder ungestört in den Lüften umher.

Allmählig ward er nun ganz und gar der Ueberzeugung, daß er von Gott deßhalb auf die Welt gesetzt sey, um ein recht vorzüglicher Künstler in der Musik zu werden; und zuweilen dachte er wohl daran, daß der Himmel ihn aus der trüben und engen Dürftigkeit, worin er seine Jugend hinbringen mußte, zu desto höherem Glanze hervorziehen werde. Viele werden es für eine romanhafte und unnatürliche Erdichtung halten, allein es ist reine Wahrheit, wenn ich erzähle, daß er oftmals

in seiner Einsamkeit, aus inbrünstigem Triebe seines Herzens, auf die Knie fiel, und Gott bat, er möchte ihn doch also führen, daß er einst ein recht herrlicher Künstler vor dem Himmel und vor der Erde werden möchte. In dieser Zeit, da sein Blut, von den immer auf denselben Fleck gehefteten Vorstellungen bedrängt, oft in heftiger Wallung war, schrieb er mehrere kleine Gedichte nieder, die seinen Zustand, oder das Lob der Tonkunst schilderten, und die er mit großer Freude, auf seine kindisch-gefühlvolle Weise in Musik setzte, ohne die Regeln zu kennen. Eine Probe von diesen Liedern ist folgendes Gebet, welches er an diejenige unter den Heiligen richtete, die als Beschützerin der Tonkunst verehrt wird:

Siehe wie ich trostlos weine
In dem Kämmerlein alleine,
  Heilige Cäcilia!
Sieh' mich aller Welt entfliehen,
Um hier still vor Dir zu knieen
  Ach, ich bete, sey mir nah!

Deine wunderbaren Töne,
Denen ich verzaubert fröhne,
  Haben mein Gemüth verrückt.
Löse doch die Angst der Sinnen, —
Laß mich in Gesang zerrinnen,
  Der mein Herz so sehr entzückt.

Möchtest Du auf Harfensaiten
Meinen schwachen Finger leiten,
  Daß Empfindung aus ihm quillt;
Daß mein Spiel in tausend Herzen
Laut Entzücken, süße Schmerzen,
  Beides hebt und wieder stillt.

Möcht' ich einst mit lautem Schalle
In des Tempels voller Halle
Ein erhabnes Gloria
Dir und allen Heil'gen weihen,
Tausend Christen zu erfreuen,
Heilige Cäcilia!

Oeffne mir der Menschen Geister,
Daß ich ihrer Seelen Meister
Durch die Kraft der Töne sey;
Daß mein Geist die Welt durchklinge,
Sympathetisch sie durchdringe,
Sie berausch' in Phantasey! —

Ueber ein Jahr lang wohl quälte sich und brütete der arme Joseph in der Einsamkeit über einen Schritt, den er thun wollte. Eine unwiderstehliche Macht zog seinen Geist nach der herrlichen Stadt zurück, die er als ein Paradies für sich betrachtete; denn er brannte vor Begierde, dort seine Kunst von Grund aus zu erlernen. Das Verhältniß gegen seinen Vater aber preßte sein Herz ganz zusammen. Dieser hatte wohl gemerkt, daß Joseph sich gar nicht mehr mit Ernst und Eifer in seiner Wissenschaft anlegen wollte, hatte ihn auch schon bald aufgegeben, und sich in seinen Mißmuth, der mit zunehmendem Alter immer stärker ward, zurückgezogen. Er gab sich wenig mehr mit dem Knaben ab. Joseph indessen verlor darum sein kindliches Gefühl nicht, es kämpfte ewig mit seiner Neigung, und er konnte immer nicht das Herz fassen, in des Vaters Gegenwart über die Lippen zu bringen, was er ihm zu entdecken hatte. Ganze Tage lang peinigte er sich, Alles gegen einander abzuwägen, aber er konnte und konnte aus dem entsetz-

lichen Abgrunde von Zweifeln nicht herauskommen, all' sein inbrünstiges Beten wollte nichts fruchten: das stieß ihm beinahe das Herz ab. Von dem über Alles trübseligen und peinlichen Zustande, worin er sich damals befand, zeugen auch folgende Zeilen, die ich unter seinen Papieren gefunden habe:

Ach, was ist es, das mich also dränget,
Mich mit heißen Armen eng umfänget,
Daß ich mit ihm fern von hinnen ziehen,
Daß ich soll dem Vaterhaus' entfliehen?
Ach, was muß ich ohne mein Verschulden
Für Versuchung und für Marter dulden!

Gottes Sohn! um Deiner Wunden willen,
Kannst Du nicht die Angst des Herzens stillen?
Kannst Du mir nicht Offenbarung schenken,
Was ich innerlich soll wohl bedenken?
Kannst Du mir die rechte Bahn nicht zeigen?
Nicht mein Herz zum rechten Wege neigen?

Wenn Du mich nicht bald zu Dir errettest,
Oder, in den Schooß der Erde bettest,
Muß ich mich der fremden Macht ergeben,
Muß, geängstigt, dem zu Willen leben,
Was mich zieht von meines Vaters Seite,
Unbekannten Mächten Raub und Beute! —

Seine Angst ward immer größer, — die Versuchung nach der herrlichen Stadt zu entfliehen, immer stärker. Wird denn aber, dachte er, der Himmel dir nicht zu Hülfe kommen? Wird er dir gar kein Zeichen geben? — Seine Leidenschaft erreichte endlich den höchsten Gipfel, als sein Vater bei einer häuslichen Mißhelligkeit ihn einmal mit einer ganz andern Art, als gewöhnlich,

anfuhr, und ihm seitdem immer zurückstoßend begegnete. Nun war es beschlossen; allen Zweifeln und Bedenklichkeiten wies er von nun an die Thür; er wollte nun durchaus nicht mehr überlegen. Das Osterfest war nahe; das wollte er noch zu Hause mitfeiern, aber sobald es vorüber wäre, — in die weite Welt.

Es war vorüber. Er wartete den ersten schönen Morgen ab, da der helle Sonnenschein ihn bezaubernd anzulocken schien; da lief er früh aus dem Hause fort, wie man wohl an ihm gewohnt war, — aber diesmal kam er nicht wieder. Mit Entzücken und mit pochendem Herzen eilte er durch die engen Gassen der kleinen Stadt; — ihm war zu Muth, als wollte er über Alles, was er um sich sah, hinweg, in den offenen Himmel hineinspringen. Eine alte Verwandte begegnete ihm an einer Ecke: — „So eilig, Vetter?“ fragte sie, — „will er wieder Grünes vom Markt einholen für die Wirthschaft?“ — Ja ja! rief Joseph in Gedanken, und lief vor Freude zitternd das Thor hinaus.

Wie er aber eine kleine Strecke auf dem Felde gegangen war, und sich umsah, brachen ihm die hellen Thränen hervor. Soll ich noch umkehren? dachte er. Aber er lief weiter, als wenn ihm die Fersen brennten, und weinte immerfort, und es ließ, als wollte er seinen Thränen entlaufen. So ging's nun durch manches fremde Dorf, und manchen fremden Gesichtern vorbei; — der Anblick der fremden Welt gab ihm wieder Muth, er fühlte sich frei und stark, — er kam immer näher, — und endlich, — gütiger Himmel! Welch Entzücken! — endlich sah er die Thürme der herrlichen Stadt vor sich liegen. — — —

(Schluß folgt im nächsten Bändchen.)

Ueber das Alter der Musik.

Fragen wir Gresset um das Alter der Tonkunst, so wird er uns antworten: „Die Archive der Welt sagen „uns, daß die Musik eben so viel Jahrhunderte, als die „Welt rechne; daß die angenehme Gesellin des ersten „Menschen die Erfinderin der ersten abgemessenen Klänge „gewesen; daß, so bald sie die angenehme Stimme der „Vögel gehört, sie ihre Mitbuhlerin worden, und ihre „Kehle versucht habe; daß sie, so bald sie darin eine „Biegsamkeit gewahr worden, die sie vorher nicht ge„kannt, noch mehr rührende Annehmlichkeiten fand, als „diejenigen waren, die der Gesang der Vögel hatte; daß „sie endlich, nachdem sie sich täglich darauf befleißigte, „in ihrer Stimme, viel leichtere Bewegungen, und zärt„liche Fälle fand, darin sie, durch die Liebe unter„wiesen worden."

So französisch auch immer hin dies Räsonnement seyn mag, so bleibt es doch indeß nicht unwahrscheinlich, daß die Musik die älteste aller Künste sey; sie ist mehr, als irgend eine ihrer Schwestern, unmittelbares Werk der Natur.

Und so finden wir sie, schon in den ersten Zeiten; so kann sich jedes Volk, jede Nation rühmen, sie erfunden zu haben.

Sie lag gewissermaßen schon in den Bedürfnissen eines erst zur Bildung nach und nach empor wachsenden Volks. Zu einer Zeit, wo noch keine Schreibkunst war, mußten die Völker ihre Zeit-Bücher nur in Versen verwahren, die man öfter sang, um die Erinnerung der Geschichten zu verewigen. Da mußte sie die Verwahrerin der Denkmäler des Alterthums seyn.

Je weiter wir uns in der Geschichte hinauf wagen, desto mehr werden wir finden, daß die Religion, mit Beistand der Musik gegründet wurde, und daß sie selbst das hypothetische Bedürfniß für die Kirche war. Die Harmonie behauptete immer eine der ersten Stellen im Heiligthum.

Das Israelitische Volk mag vorzüglich zum Beweis dieser Wahrheit dienen.

Es sei dem eignen ausführlichen Geschichtschreiber der Musik vorbehalten, sie selbst, von ihrem ersten Entstehen und Einführung in der Kirche, durch alle Stufen ihrer allmähligen Zunahme, und Vollkommenheit, zu verfolgen. Für uns sey es diesmal genug, bei ihrer merkwürdigen Epoche unter David und Salomo stehen zu bleiben.

Es ist kein Zweifel, daß sie damals, bei der jüdischen Nation, im höchsten Flor stand, und mehr als jemals zum Bedürfniß gehörte.

Sie waren es vorzüglich, David, Assaph, Salomo, die sich in die Chöre der Sänger, und Tonkünstler mischten.

David hatte sie nicht nur die erhabensten ihrer Lieder, sondern vielleicht auch die besten ihrer Compositionen zu danken.

Er sorgte für prächtige Tempelmusik, und richtete eine besondere Musik-Schule auf.

Diese Einrichtung setzte Salomo genau fort; so wie Hiskias bei seiner Reformation es sein Geschäft seyn ließ, auf die verdorbene Musik zu sehen.

Zu Nehemiä Zeiten belief sich die Zahl der heiligen Sänger, und Sängerinnen auf 200; und nach Juvenel auf 288 Sänger, unter Salomo.*)

So gut das israelitische Volk seinen David und Salomo hatte, die die Tonkunst in das Heiligthum einführten; so gut hatten andre Völker außer der jüdischen

---

*) Bei den Hebräern sollen 34 bis 36 verschiedene Arten von Instrumenten bekannt gewesen seyn; und nach Josephus hatte König Salomo 40,000 einzelne Instrumente zum Gebrauch der Tempelmusik, so wie schon zu Davids Zeiten 4000 praktische Tonkünstler unter den Leviten gewesen seyn sollen. Bei Einweihung des Tempels zählte man 120 Trompeter.

Bei der, von Josephus angegebenen Zahl von Instrumenten wird sich wohl schwerlich jemand beruhigen: sie ist, in so ferne dem Abschreiber kein Fehler zu Schulden kommt, in keiner Absicht wahrscheinlich, nicht wahrscheinlich an sich selbst, besonders wenn sie der obern Zahl von 36 Instrumenten entgegen gesetzt wird; aber auch gar nicht wahrscheinlich in Absicht der Glaubwürdigkeit dessen, von dem sie sich herschreibt.

Die Kritik könnte indeß doch etwas sagen, um jene Zahl, von dem Vorwurf der ungeheuren Uebertreibung zu retten.

1) Waren bei der Einweihung des Tempels schon 120 Trompetenblaser; so würden vielleicht diese Trompeter, überhaupt mit mit der ganzen Summe von 4000 Spielern, in eben dem Verhältniß gestanden seyn, in welchem z. B. bei einer pfalz-bairischen Kapelle 4 Trompeter mit 130 Instrumenten-Spielern, stehen.

2) Man könnte jene große Zahl der Spieler, durch die Größe des Tempels und durch die Sitte, meist unter freiem Himmel zu musiciren, wahrscheinlich machen.

(Diesem Bedürfniß von der Größe des Raums, da schon der kleinste, von August erbaute Schauplatz 20,000 Menschen enthielt, hatten die Alten, zumal da ihre Schaubühnen unbedeckt waren, die Erfindung der metallenen Masken, und der harmonischen

Kirche, ihre Hermes, Trismegistus, Orpheus, Zoroasters und ihre Gymnosophisten, die ein Gleiches thaten, die bemüht waren, höhere Vortheile, aus der Tonkunst zu ziehen.

Besonders scheinen die Aegyptier nach dem Beispiel der Israeliten, hauptsächlich für die Religion die Musik bestimmt zu haben, und alle weibischen Arten derselben zu verwerfen.

Sie erbte auf die Griechen, durch Hülfe des Pythagoras, der sie in Egypten lieb gewann, und erhielt vielleicht zu den Zeiten des Perikles ihren höchsten Ruhm.

Ueberhaupt hatten die Griechen von den schönen Künsten den richtigen Begriff, daß sie zur Bildung der Sitten, zur Unterstützung der Weisheit, und selbst der Religion dienten. Deßwegen überhäuften sie ihre Künstler, mit Ehre, Ruhm, Belohnung.

Und nun mögen folgende Bemerkungen zum Beweis dienen, daß man zu allen Zeiten den Werth der Tonkunst, nicht nur allein, überhaupt, anerkannte; sondern daß man sich, auch schon von jeher zu überzeugen wußte

---

Vasen zu danken; nur dadurch konnten sie den Gesang durchgehends hörbar .machen. Von den Griechen erbten die Römer diese Erfindung. Obgleich die Sänger der Chöre, zu Aeschylus Zeiten, bis auf 50 stiegen.)

3) Man könnte sagen, daß da nur allein im Tempel Salomons musicirt wurde, aus diesem Zusammenfluß. an einem einzigen Ort, freilich eine große Anzahl entstehen müsse.

4) Man könnte sich zuletzt, auf den immer an Verschwendung gränzenden Geschmack des reichsten und mächtigsten der Könige berufen, und durch Verbindung mit der Zahl seiner Concubinen diese Summe wahrscheinlich machen.

Aber wozu das, wenn die innere, und historische Glaubwürdigkeit fehlt?

von ihrer nahen Verbindung, in welcher sie, schon ihrer Natur nach, mit dem Gottesdienste steht.

Die Tempel der Isis und des Osiris erschallten vom Klang der Zithern von Canopes.

Die Priester der Göttin Cybele opferten nach Strabo nie anders, als beim Klang der Instrumente.

Zu Delos verrichtete man kein Opfer ohne Musik.

Bei den Arkadiern gewöhnte sich die Jugend von Kindheit auf, Hymnen und Päane den Göttern zu Ehren zu singen.

Die Pflegesöhne des Zoroaster fingen den Tag mit Sang und Klang an, um die Seele zu höhern Empfindungen vorzubereiten und so endigten sie den Tag mit Liedern nach der lydischen Tonart, um den Geist zu sammeln.

So sangen alle Völker bei ihren Geheimnissen ihren Göttern zu Ehren — und so singen sie noch.

So begrüßen die Weisen in Persien mit silbernen Harfen die Sonne.

So erfüllt der Bramine die Ufer des Ganges mit Lobgesängen auf die Aurora.

Aber das war es nicht Alles. Außer diesem Gebrauch für die Götter, waren polizirte Völker beinahe einstimmig, die Harmonie zu einem ihrer Grundgesetze in dem Staat aufzunehmen, oder dankten ihr vielmehr ihre Kultur.

Der strengste unter allen griechischen Gesetzgebern, Lycurg, glaubte, es sey nichts geschickter, ein wildes Volk zu bändigen, als die Musik.

Er gewann den Sänger Thales, daß er mit ihm aus Creta nach Sparta zog, um durch seine Gesänge seine Gesetzgebung zu erleichtern.

(Terpander, der Erfinder einer Notenschrift, soll diese Gesetze, in Noten gesetzt haben.)

Er machte bei Anlegung seiner Helden-Republik die Harmonie zu einem strengen Gesetz für Lacedämon.

Wenn wir auch hier, den weitläufigen griechischen Begriff mit der Musik verbinden, so ist es doch ausgemacht, daß sie (die eigentlich sogenannte Musik) ihrerseits, unendlich viel dazu beigetragen habe.

Orpheus konnte so bezaubernd spielen, daß er Steine und Bäume in Bewegung setzte, daß Löwen und Tiger ihre Wildnisse verließen, und ihre Grausamkeit vergaßen.

Ja selbst die Geister der Hölle bezwang er durch sie; et movit Amphion lapides canendo.

Lasset uns diese Bilder auflösen, und dann werden uns diese belebten Bäume, diese bewegten Felsen, diese verzärtelten Ungeheuer beweisen, wie die ersten Menschen, da sie noch in der Irre gingen, ohne Sitten, ohne Vaterland, in Höhlen, und Wildnißen lebten — durch die Musik gebildet, zahm, und leutselig gemacht, und durch Gesetze, in Gesellschaft vereiniget wurden.

Und so war man damals schon mißtrauisch gegen die moralische Güte eines Bürgers, wenn er nichts für die Musik fühlte.

Aber sie, diese Kunst, sollte auch beherzt, unerschrocken und muthvoll machen; nebst dem guten Bürger, auch den guten Soldaten bilden helfen; und daß sie dieß könne, gründete sich eben so früh auf allgemeines Anerkenntniß, das Folge der Erfahrung war.

Und so wurde sie Bedürfniß für die Krieger.

Unter der Musik rückten die Israeliten zum Treffen fort. Josua kommt vor Jericho; die 7 ersten Opfer-

Priester blasen; der Muth wird entflammt; die Stadt erobert.

David ging vor der Bundeslade her, und spielte seine Harfe.

Die Griechen wußten sie hier am besten zu benutzen. Sie that Wunder bei ihnen.

Die Spartaner gingen in die Schlachtordnung, die Stirne mit Blumen bekränzt, mit aufgesteckten Lanzen, wie zu einem Fest, nach der Melodie des Lobgesangs, der zu Ehren des Castor gemacht war.

Sonderbar war der bei ihnen eingeführte Tanz, womit sie den jungen Leuten ihres Staats, Tapferkeit und Muth einzuflößen wußten.

Sie theilten ihre ganze Mannschaft in drei Chöre, nach dem verschiednen Alter.

Der Reigen der Alten fing zuerst an zu tanzen, und sang dazu:

„Wir waren vor Zeiten berühmte Helden im Krieg!"

„Auch wir sind es noch," antwortete der Reigen junger Männer.

Zuletzt sang der Reigen der Jünglinge: „Wir wollen noch berühmter werden."

Eben dies Volk wurde etlichemal von den Messeniern überwunden; Tyrtäus aber machte ihnen durch die Musik so viel Muth, daß sie einen neuen Angriff mit unglaublicher Tapferkeit wagten, und den Feind aufs Haupt schlugen.

Und wie sehr war es den alten Einwohnern von Candia zum Bedürfniß geworden, sich zur Schlacht durch die Musik zu ermuntern!

Theben soll durch Amphions Musik gebaut worden seyn, und durch nichts haben zerstört werden können,

als wieder durch Musik; so wie es Alexander dadurch wirklich soll erobert haben.

Ich glaube, der Unterschied zwischen der erhebenden, muthmachenden, — und weich, matt, schlappmachenden Musik, kann den Sinn dieser Stelle vollkommen erklären.

Dann könnte er kein anderer seyn, als versteckte Warnung vor Muthlosigkeit, Verzärtlung, Schlappheit; zudem da es bekannt ist, daß die Griechen einen eigenen weibischen Modus hatten, den Phrynis zu den Zeiten des Sokrates eingeführt haben soll.

Die Römer waren Erben der griechischen Musik; aber ihr Genie war zu roh, um die Künste in Flor zu erhalten; die Begierde zu herrschen hatte das Uebergewicht in ihrem Charakter; wie die Besonnenheit bei den Griechen.

Die Versuche, welche Augustus machte, um die Künste zu ihrer edlen Bestimmung wieder zurück zu führen, waren unbedeutend.

Unter Nero fiel die Würde eines Künstlers vielleicht am tiefsten;

Mit Ausrottung des Heidenthums, und mit Verschließung der Schaubühnen in der Folgezeit verlor die Tonkunst unendlich viel.

Und obgleich von Augustus Zeiten an bis Leo X, kein Jahrhundert war, das nicht seine Künstler hatte, so war doch im Ganzen einige Jahrhunderte lang ein trauriger Stillstand.

Die ersten Jahrhunderte waren zu traurig, als daß man den Mangel dieser prächtigen Musiken nicht vielmehr in diesen bedrängten Umständen als in der allgemeinen Fühllosigkeit ihres Werthes, finden sollte. Die

Künste überhaupt sind bloß Töchter des Vergnügens, der Ruhe, und des Glücks.

Doch führte nach Sigeberts Zeugniß, Ambrosius schon im vierten Jahrhundert, die Antiphonien in der mailändischen Kirche ein; und Gregorius fügte noch die Plagala hinzu, um das Schöne mit dem Ernsthaften zu verbinden.

Augustins Glaubensbekenntniß vom Werth der Kirchenmusik bleibt entscheidend, wenn er sagt: „unsere Gemüther werden würdiger und vortrefflicher zur Inbrunst im Gottesdienst bewogen durch die heiligen Sprüche, wenn sie gesungen, als wenn sie nicht gesungen werden."

Endlich brach mit dem sechzehnten Jahrhundert in Italien, die Morgenröthe für die Künste wieder an; ihr sanfter Schimmer verbreitete sich im ganzen Occident bis nach Norden aus.

Die Zeiten der Leo's, Franciskus des ersten, Carl des fünften, sind in dem Zeitbuch der Künste verewigt.

Anekdote.

Den wackern Rameau verleitete sein bezweifelter Tonsinn bisweilen auch zu Grausamkeiten. Ein Freund, der ihn eines Morgens besuchte, fand seine Gattin in Thränen, weil Rameau ihren Schooshund zum Fenster hinaus geworfen hatte. „Ja, ja," sagte Rameau, „ich kann es nicht läugnen; aber es war nicht länger auszuhalten, die Bestie bellte unausstehlich falsch."

Beethovens Todtenfeier.

Von Zedlitz.

Wohl! so hänget eure Kränze
An dem heilgen Hügel auf,
Und sein glutbeseeltes Auge
Blicke aus den Sternen drauf.

Wollt ihr wissen, wo er schwebet?
Seht der Leier goldnen Schein
Dort am Abendhimmel glänzen;
Bei der Leier muß er sein.

Wollt ihr, wie er aussieht, wissen?
Wollt ihr wissen, was er thut?
Ob er, sturmbewegt auf Erden,
Nun im Himmelshause ruht?

Auf den Wolken sitzt er sinnend,
Und es greifet seine Hand
In die ungeheuern Saiten,
Zwischen Sternen ausgespannt.

Und es klingen seine Lieder,
Und die Sel'gen stimmen ein,
Und es staunen alle Engel,
Und die Himmel jauchzen drein!

Und sie singen Lob dem Herren,
Lob dem Ew'gen, der die Welt,
Und die Sterne, und die Leier,
Und den Sänger hat bestellt!

Und der Lichtverklärte blicket,
Wie auf Erden er gethan,
Hochentzückt, doch düster schauend,
Jene ew'gen Wunder an.

Wie er war, ist er geblieben,
Kraftvoll, würdig, wahrhaft, rein;
Ja, die edelste der Perlen
Schloß die rauhe Muschel ein.

Inhalt des vierten Bändchens.

Seite.